

Münchner Feuilleton

■ KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE ■

OKTOBER · NR. 100 · 03.10.2020 – 06.11.2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

Die Münchener dient ste

Wer hätte das gedacht?
Das Münchner
Feuilleton geht mit
dieser Ausgabe ins
unfassbare zehnte Jahr.
Wir feiern auf Print!

Grafik: Anja Wesner

Begeisterung, Sturheit, langer Atem: Wir erzählen, warum wir das Münchner Feuilleton machen (S. 2–3) || **Revolution, bitte!** Ralf Dombrowski sprach mit Gerhard Polt und Michael Well über 40 Jahre gegen die Einfalt (S. 4–5) || **Experiment Hoffnung:** Thomas Kiefer und Klaus Kalchschmid beobachten, wie das Staatstheater Nürnberg und die Münchner Staatsoper mit den Herausforderungen der Stunde umgehen (S. 7) || **Einmischen:** Franziska Sperr stellt das Schamrock-Festival vor, bei dem Dichterinnen aus aller Welt das Sagen haben (S. 10) || **Nicht auszuhalten!** Oskar Roehler nimmt im Gespräch mit Simon Hauck über die Zustände der deutschen Filmproduktion kein Blatt vor den Mund (S. 11) || **Die Nerven behalten:** Das versucht Raiko Schwalbe bei den Vorbereitungen der nächsten ARTMUC-Messe (S. 22) || **Ein Wunder:** Sabine Leucht freut sich auf das Internationale Figurentheaterfestival in München (S. 23) || **Mental über den Berg kommen:** Matthias Pfeiffer traf Lasse Münstermann vom Mental Health Café (S. 29) || **Was macht eigentlich ein Ballettmeister?** Clea Albrecht porträtiert Thomas Mayr vom Bayerischen Staatsballett (S. 30) || **Impressum** (S. 8)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Begeisterung, Sturheit und einen langen Atem braucht,

CHRISTIANE PFAU, Gründerin des
»Münchner Feuilleton«

Warum gründet man eine Kulturzeitung? Darauf gibt es diverse Antworten. Weil es niemand anderer macht. Weil man von naiver Wut erfüllt ist. Weil sich Energie angestaut hat, die dringend ein Ventil braucht. Weil machen und gestalten, statt passiv zuzuschauen, die interessantere Variante war. Weil die Überzeugung »besser auf hohem Niveau scheitern, als es gar nicht probieren« stärker war als das Raunen der Zweifler. Als im April 2010 der Alarm in der Münchner Kulturlandschaft losheulte, weil die AZ einen großen Teil ihrer Redaktion entließ, darunter die Theaterkritikerin Gabriella Lorenz, kam das einem Erdbeben nah und verlangte nach einer neuen Statik. Gabriella galt als Fels in der Theaterbrandung, die vor allem auch der freien Szene Platz in der AZ erkämpfte. Ohne Gabriellas Engagement drohte vielen kleinen Theatern und Gruppen die Unsichtbarkeit. Jede Form von Kunst und Kultur braucht aber die mediale Präsenz, um über den Zuschauerraum, das Museum oder den Konzertsaal hinaus bekannt zu werden. Außerdem ist die feuilletonistische Sprache per se ein unverzichtbares Phänomen: Lesbares Nachdenken über Kunst ist immer auch ein differenziertes Nachdenken über die Welt, aus einer Perspektive, die oft mehr und anderes, für die Gesellschaft Relevantes, erkennt. Deshalb darf die Kunst der Kulturbetrachtung nicht aussterben.

Der zweite Gedanke war so lästig wie nicht totzukriegen und schrie nach Aktion: Jammern ist unsexy. Also musste etwas getan werden. Auf einem Blatt Papier schrieb ich wild und entschieden zusammen, was lange schon, wenn auch gut versteckt, in den Hinterhöfen meines Hirns nistete – eine Konzeptskizze, die ich meinem Mann Ulrich Rogun abends auf den Tisch legte. Dieser meinte nur: Du bist wahnsinnig. Aber warum nicht? Es folgten Wochen der Geheimniskrämerei und der Nervenzusammenbrüche, der konspirativen Zusammenkünfte mit den Urgesteinen der feuilletonistischen Münchner Landschaft – wie Rolf May, Malve Gradinger, Petra Hallmayer, Christiane Wechselberger, natürlich

Eine Rede, die ich nicht zur Feier der 100. Ausgabe halten kann.

Gabriella Lorenz und einigen anderen verführbaren Skeptiker*innen –, bis die Idee nach und nach Gestalt annahm. Ulrich Rogun war es, der mir in den verzweifelten Momenten, vor der eigenen Hybris in die Knie zu gehen, moralisch beisprang und immer wieder verhinderte, dass die Flinte zu früh ins Korn flog. Er war es auch, der darauf bestand, dass wir eine Gesellschaftsform mit Haftungsbeschränkung, also eine UG gründeten. Hans-Georg Küppers, ehemals Kulturreferent in München, fürchtete, wir könnten uns heillos verschulden. Das geht gar nicht, weil wir bis heute noch nicht einmal einen Dispokredit haben. Wir versuchen seit neun Jahren, nicht draufzuzahlen, und das gelingt uns auch aus drei Gründen. Erstens: Ulrich Rogun hat die Zahlen im Blick und sorgt dafür, dass unsere Kunden ihre Rechnungen bezahlen. Der zweite Grund sind unsere Abonent*innen. Sie sind das ideelle und auch anteilig wirtschaftliche Fundament des Blattes. Und der dritte Grund sind unsere Anzeigenkunden, denen wir hier von Herzen danken möchten. Ohne Sie und Euch gäbe es das Blatt nicht. Ich musste schmerzvoll lernen, nicht jede abschlägige Antwort persönlich zu nehmen. Umso größer ist die Freude über jede Zusage, denn alles führt jeden Monat neu zum Ziel, das heißt: zu etwa 20.000 Euro, die uns das Blatt inklusive Herstellung und Verteilung inzwischen kostet. Wir sind noch immer weit davon entfernt, jedem und jeder Beteiligten 1000 Euro pro Ausgabe zu bezahlen, wie es das Konzept vorsah und wie wir es bis heute gern täten. Dafür haben wir schlicht zu wenig Einnahmen. Alle Beteiligten, das sind heute: sechs Redakteur*innen, ein Pool aus sechs Grafiker*innen, ein Pool aus etwa 250 Autor*innen, eine Homepage-Expertin, eine Druckerei, ein Spezialist für die Druckabwicklung (bislang aus dem Hause Ulenspiegel, das aber coronabedingt – es ist ein Jammer – die Segel streichen musste) und drei Eintütlerinnen. Als Geschäftsführer kümmert

sich Ulrich Rogun ums Geld, um den Vertrieb und ums Marketing, während ich die Ansprechpartnerin für redaktionelle Abläufe, Grafik und Anzeigen bin.

»Nicht Jammern« führt nicht automatisch zum wirtschaftlichen Erfolg, das haben wir inzwischen auch gelernt. Und trotzdem machen wir weiter, Monat für Monat, von einer Ausgabe zur nächsten. Warum, lesen Sie in den Kommentaren unserer (Ex-)Redakteur*innen und auf Seite 16. Unser größter Dank gilt dem gesamten MF-Team, allen, die daran mitdenken, die schreiben, die dafür sorgen, dass jede Seite schön wird, und dass die Zeitung zu den Leser*innen kommt. Das »Münchner Feuilleton« ist eine Arche Noah, die voller erstaunlicher Wesen von Ausgabe zu Ausgabe durch die Welt schippert. Wir sind arm, aber frei. Begleiten Sie uns jetzt durchs zehnte Lebensjahr. Und sobald die Situation es zulässt, werden wir ein rauschendes Fest feiern. Halten Sie so lange durch! Dann tun wir es auch. ||

GABRIELLA LORENZ, MF-Patin und Theaterredakteurin von 2010 bis 2017, MF-Autorin

Am Anfang war das Wort: Ja. Zwei Frauen, ein Wort. Zuvor hatte ich meinen Urknall erlebt: Kündigung nach 30 Jahren als Theaterkritikerin der AZ. Bei einer Massenentlassung mussten 39 Redakteure (von 90) ihre Schreibtische räumen. Über 200 Münchner Kulturschaffende unterzeichneten einen Protestbrief gegen den Rausschmiss altgedienter und szenekundiger Kulturredakteure, vergeblich. Dann rief meine Freundin Christiane Pfau an: Ob ich mich trauen würde, mit ihr in München eine freie Zeitung zu gründen, die sich nur mit Kultur beschäftige? Ich sagte: Ja.

Von da an ging's bergab: In die Mühen der Ebene. Mitarbeiter suchen, in vielen Sitzungen mit vielen Interessenten über Konzepte und Ideen diskutieren, schließlich fünf Menschen für ein Team auswählen. Das Zeitungsmachen mussten alle erst lernen, meine Redaktionserfahrung half oft weiter. Die Mühen der Ebene lohnten sich: Das Team funktionierte. Nach anderthalb Jahren hielten wir im Herbst 2011 das erste gedruckte MF in

Händen. Unglaublich! Es ging aufwärts – bis heute getragen durch die Selbstaubeutung und den Idealismus der Redakteure. Niemand ist fest angestellt (aber freie Mitarbeiter werden stets angemessen bezahlt). Man konferiert in Christianes Büro und arbeitet zu Hause. Ein aus der Not entstandenes, revolutionäres (und corona-taugliches) Home-Office-Modell.

Das MF ist Christianes Baby. Ich war die Hebamme und Patentante. Hoffentlich übersteht das 9-jährige Kind die Pandemie, und es geht weiter aufwärts. ||

DAVID STEINITZ, Gründungsmitglied, von 2011 bis 2014 Musik- und Filmredakteur, heute bei der »Süddeutschen Zeitung«

In die Gründungsmannschaft des »Münchner Feuilletons« kam ich durch eine dreiste Lüge. Weil die Idee einer neuen Kulturzeitung in einem komplett übersättigten Printmarkt verrückt genug war, um unbedingt dabei sein zu wollen, und weil mein eigentliches Steckenpferd, das Kinoressort, zunächst schon vergeben war, behauptete ich, mich um die Musik kümmern zu können. Pop? Ok, das ging noch so gerade. Aber Klassik? Ohne den genauen Unterschied zwischen Puccini und Panini zu kennen, machte ich mich ans Redakteurwerk. Dass einmal im Monat Alkohol ausgeschenkt wurde, diente angeblich dem Feiern der aktuellen Ausgabe; vielleicht mussten sich die Kollegen aber auch meine publizistische Sturm-und-Drang-Phase schön trinken. Gut 30 Nummern lang war ich dabei, bevor ich zur »Süddeutschen Zeitung« weiterwanderte. Die Haidhausen Years beim »Münchner Feuilleton« mit beseelten Butterbreznkonferenzen waren die beste Autodidaktenjournalistenschule, die man sich wünschen kann. ||

MAX THEISS, von 2013 bis 2016 Musikredakteur beim MF, heute Redakteur bei »Concerti«

Papier. Damit habe ich das Münchner Feuilleton verbunden, seit ich zum ersten Mal die Redaktion betrat. Wo immer sich dort Zeitungen, Zeitschriften und Coffee-Table-Magazine

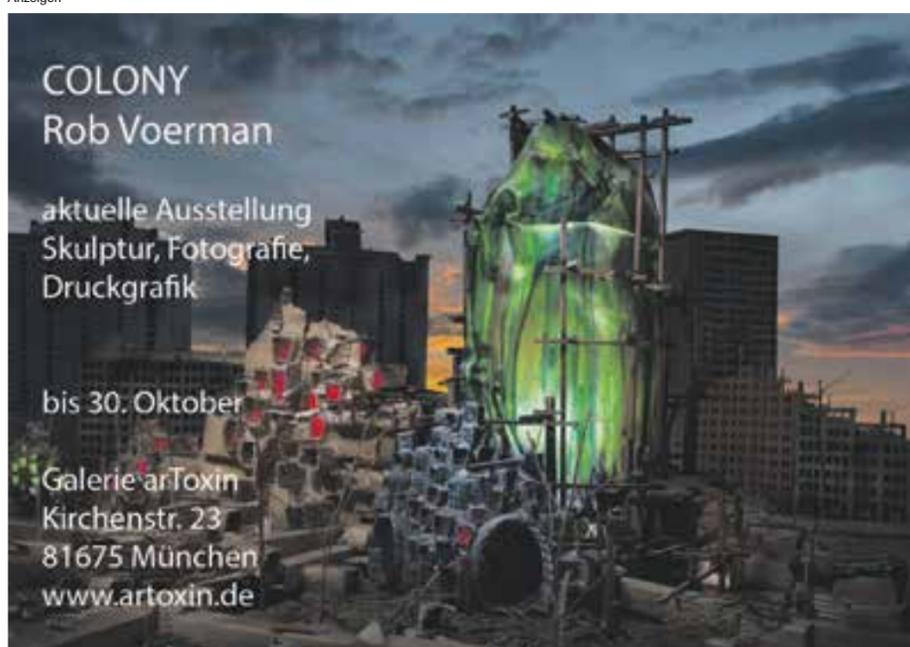
Anzeigen

COLONY
Rob Voerman

aktuelle Ausstellung
Skulptur, Fotografie,
Druckgrafik

bis 30. Oktober

Galerie arToxin
Kirchenstr. 23
81675 München
www.artoxin.de



FLORIAN LECHNER
Materialisiertes Licht
15. Oktober – 14. November 2020

Florian Lechner hat sich zeitlebens intensiv mit dem Material Glas auseinandergesetzt. Die Galerie Handwerk zeigt Arbeiten des international renommierten Glasgestalters.

Max-Joseph-Straße 4 | Eingang Ottostraße | 80333 München | www.hwk-muenchen.de/galerie
Di, Mi, Fr 10–18 Uhr | Do 10–20 Uhr | Sa 10–13 Uhr | So- und Feiertage geschlossen

Foto: Michael Volkmann



wer ein Kulturblatt gründet.

aufeinanderstapeln ließen, waren sie aufeinander gestapelt. Und dann gab es natürlich noch in zigtausendfacher Ausführung die aktuellen Ausgaben des »Münchner Feuilletons«, die darauf warteten, zu den Verteilstellen und Kiosken gebracht zu werden. All diese Printmedien dominierten auch olfaktorisch die Räumlichkeiten und harmonierten bei den Sitzungen hervorragend mit dem Duft der Brezen und des herrlichen Tees. Für mich symbolisierte dieses papierne Mobiliar stets das Selbstverständnis des »Münchner Feuilletons«, dessen Artikel nach wie vor herzlich ungeeignet sind für Wisch- oder Scrollbewegungen – und die eigentlich auch nicht dazu taugen, geliked oder geteilt zu werden (auch wenn sie natürlich jeden Like verdienen). Man braucht Zeit und Muße für das »Münchner Feuilleton«. Und Papier ist bekanntlich geduldig. ||

MATTHIAS PFEIFFER, Online-Redaktion

»Und für was schreibst du dann?«

»Für das »Münchner Feuilleton.«

»Ach, für die »Süddeutsche.«?

»...«

So oder so ähnlich sahen in den letzten fünf Jahren einige Gesprächsanfänge aus. Nun, man kann nicht von jedem erwarten, jedes Presseerzeugnis zu kennen, zumal eine Kulturzeitung immer noch den Status eines Nischen- und Randgruppenprodukts hat. Wenn man jedoch mal die Zeitung durchblättert, erstaunt es immer wieder, wie breit gefächert diese »Nische« eigentlich ist. Und sicher ist man eher der Mittelpunkt der Stehparty, wenn die eigenen Artikel in einer führenden Tageszeitung abgedruckt werden. Für einen selbst ist es aber ein genauso befriedigendes Gefühl, Mitglied dieser einzigartigen, familiären Geheimorganisation zu sein. Dazu kommt noch die Chance, eigene Interessen und Leidenschaften abseits des Allbekannten einbringen zu können und sie auch noch in der Hand in gedruckter Form vor sich zu sehen. Das ist mehr als Artikelschreiben oder die Webpräsenz pflegen, sondern Teil eines wunderbaren Projekts zu sein, das in dieser Form nicht nur in München einzigartig

ist. Da kann die SZ noch ein wenig warten. ||

GISELA FICHTL, Literatur-Redakteurin seit 2011

Als ich gefragt wurde, ob ich als Literaturredakteurin beim »Münchner Feuilleton« einsteigen wolle, gab ich dem Projekt insgeheim keine drei Monate zum Überleben. Aber sich für ein Vierteljahr mal in ein völlig aussichtsloses Projekt zu stürzen, das hatte doch was. Einmal nicht nach Vernunftgründen handeln, einmal sämtliche Bedenken über Bord werfen. Denn ein Printprodukt aufzuziehen, wenn andere Zeitungen gerade um ihre Existenz bangen, ein reines Feuilleton, wenn überall sonst gerade die Kulturteile eingedampft werden, das kam mir schon völlig irre vor. Dass man damit nicht reich wird, war ohnehin klar. Und siehe da: Es war ein wunderbares Gefühl, so aufrechten Hauptes in die entgegengesetzte Richtung zu marschieren und so zu tun, als hätten all die guten Argumente für Printmedien und Kulturteile plötzlich Gewicht, und man könne die Welt neu erfinden. Das war vor 97 Ausgaben! Und dieses wunderbare Gefühl hat über all die Jahre nicht nachgelassen. Wir sind immer noch da und haben den guten Argumenten Gestalt gegeben – 100 Ausgaben lang. ||

CHRISTIANE WECHSELBERGER, Gründungsmitglied, MF-Autorin seit 2011 und MF-Theaterredakteurin seit 2017

Die erste Situation, an die ich mich erinnere, ist, dass Christiane Pfau zu mir kam und meinte, sie müsse mal über was mit mir reden – aber was Schönes. Das klang beunruhigend. Dass ihr aberwitziger Plan geklappt hat, ohne Geld eine Kulturzeitung auf die Beine zu stellen, wundert mich heute noch. Dass wir mehr oder weniger zu prekären Konditionen arbeiten, wie sie im Kulturjournalismus leider gang und gäbe sind, auch wenn oben jemand sitzt, der sich eine goldene Nase verdient, würde ich sonst nicht machen. Aber hier sitzt halt keiner oben und verdient und hält uns klein. Deswegen arbeite ich fürs MF, aber in erster

Linie, weil das der Beruf ist, den ich gelernt habe. Ich arbeite hier mit, weil mir kein Chef sagt, was ich zu tun und zu lassen habe, weil ich Themen frei entscheiden und so gewichten kann, dass nicht nur die Großen zum Zug kommen. Und ich finde es toll, dass gute AutorInnen sich darauf einlassen, für unsere kleine Zeitung zu schreiben, weil sie da eben auch ihre Themen unterbringen können. ||

THOMAS BETZ, Gründungsmitglied, MF-Lyrik-, Tanz- und Kunst/Design-Redakteur seit 2011

Bei der großen Versammlung vor der Gründung hatte ich mich als möglicher Korrekturleser vorgestellt, und wurde dann auch Schlussredakteur der bunten, diskussionsfreudigen Truppe. So lernte ich den Blindtext als Gestaltungsmittel des Redakteurs wie als Ausdrucksform des Autors lieben. Schön, dass Quint Buchholz für die »Augenweide«, unser ganzseitiges Kunst-Blatt, in der Nummer 01 unveröffentlichte, wundersame Stadtansichten zur Verfügung stellte. Schön auch, dass wir in jeder Ausgabe ein liebevoll und sorgsam ausgewähltes Gedicht präsentieren, von Ilse Aichinger (die damals noch lebte) über Marjana Gaponenko und Inge Müller bis Georg von der Vring und Walt Whitman. Unser schönster Druckfehler übrigens war, von Autor, Redakteurin und mir insgesamt fünfmal überlesen: Angelika Merkel. ||

RALF DOMBROWSKI, MF-Musikredakteur seit 2017

Karten für die Oper! Hammer! Jahrelang anstehen und kaum Musik-Redakteur, schon sitze ich in Premieren! Am Ende sind es dann viel weniger, als in der Anfangseuphorie gedacht. Zu viel los, alles auf einmal. München, gerne gerügt für sein Schicki-Phlegma, hat irre viel in der Pipeline. Musik, Kunst, Literatur, Bühne, Tanz, Film, wir werfen uns in der Redaktion wöchentlich die Themen um die Ohren. Produktiv, weil diskursiv und durchaus nicht immer einer Meinung. Ich liebe diese Sitzungen mit Keksen, Kaffee, Mandarinen. Und Input von allen Seiten. Von Kolleg*innen, jede(r) Freak für sich. Der Skeptiker, die Spöttlerin, der Universalgelehrte, die Humanistin, der Dunkelmann, die Unbeirrbar. Im Hintergrund der Marketingvisionär, ebenfalls fundamental optimistisch. Ein Team der fröhlich beherzten Sonderlinge. So geht Zeitung, so geht Kultur. Jede Ausgabe ein Sprung ins Ungewisse, eine Spielwiese für Experimente gedanklicher, gestalterischer Freiheit. Wie wunderbar! ||

MATTHIAS LEITNER, Gründungsmitglied und von 2011 bis 2012 MF-Filmredakteur. Heute arbeitet er als digitaler Geschichten-erzähler, entwickelt Projekte wie »Ich, Eisner!« und schreibt gerade an einem Theaterstück.

Wenn ich an das »Münchner Feuilleton« denke, dann freue ich mich. Darüber, dass diese verrückte Idee von einem Haufen leidenschaftli-

cher Münchner*innen, Künstler*innen, Journalist*innen, Bürger*innen tatsächlich realisiert wurde. Darüber, dass das Blatt bis heute weiterbesteht und blüht. Für mich ist das »Münchner Feuilleton« die Informationsquelle über alles, was sich in der Münchner Kultur- und Kunstszene gerade bewegt. Dankbar bin ich dafür, dass ich damals als Nachwuchsjournalist ins kalte Wasser geworfen wurde und an der Konzeption dieses tollen Blattes mitwirken durfte. Allen Nachwuchs-Autor*innen kann ich den wilden Haufen des »Münchner Feuilletons« nur empfehlen. Freies Denken, kritischer Blick, leidenschaftlicher Dialog, regionaler Impact: Münchner Feuilleton. ||

CHRIS SCHINKE, MF-Filmredakteur seit 2013

Mein erster Gedanke nach meiner Bewerbungsrunde beim MF war: Was für Spinner. Mein zweiter: Ich will da unbedingt mitmachen! Auf dem Heimweg fiel mir das berühmte Marx-Brothers-Zitat ein: »Tritt niemals einem Club bei, der dich als Mitglied akzeptiert.« Doch viel Zeit zum Überlegen hatte ich nicht. »Du bist dabei«, sagte der damalige Redakteur David Steinitz zu mir am Telefon. Wir kannten uns bereits aus Schwabinger Kneipennächten. Unsere Filmgespräche, die wir dort oft bis zum Morgengrauen führten, waren ein Ritual, auch wenn sie sich in Wahrheit ausschließlich um das hübsche Näschen von Natalie Portman drehten. Als er zur SZ weiterzog, wurde ich also Filmredakteur beim MF. Ich bin es seitdem geblieben. Vieles durfte ich hier lernen. Journalistisch hat mich das weitergebracht. Am Wichtigsten aber die menschliche Einsicht: sich streiten und am Redaktionstisch gegenseitig anschreien muss nicht Ausdruck von Hass sein, sondern kann auch bedeuten, dass man sich einfach unglaublich liebhat. ||

CHRISTINE KNÖDLER, Gründungsmitglied, Literaturredakteurin MF 1-3

Wenn ich an die Anfänge des MF denke, denke ich an intensive Gespräche, hochfliegende Ideen, Idealismus und Enthusiasmus. Ich denke an die neuen Rubriken, die wir erfanden, meine »Augenweide« zum Beispiel, sogar die Kinder- und Jugendliteratur sollte endlich ganz selbstverständlich zur Literatur dazugehören – das hatte es so zuvor noch nicht gegeben. Denn das MF wollte etwas verändern: mehr Raum für die Kultur und das Nachdenken darüber, mehr Platz für ausführliche Texte zu Themen, die in der Luft liegen oder eben genau am Rand, mehr Platz für Geschichten über Menschen, die etwas bewegen, mehr Freiheit, mehr Wertschätzung, mehr Vielseitigkeit, mehr Spielwiese, mehr Relevanz. Von allem möglichst mehr: für die, die Theater, Musik, Kunst, Literatur machen, für die, die darüber schreiben, und für die, die davon lesen. Dass dieses Mehr ankommt und die Münchner Kulturszene bereichert, zeigt diese Ausgabe: MF 100, was für eine schöne, runde, stattliche Zahl – ich gratuliere! ||

Anzeige

WIR GRATULIEREN ZUR 100. AUSGABE

TRUE
PATHOS
NEVER
DIES

WWW.PATHOSMUEENCHEN.DE



Die Bühne ist etwas anderes. Da schlüpfen Michael Well und Gerhard Polt in Rollen. Und auch wieder nicht, denn die Skepsis ist echt, die Aufmerksamkeit, mit der sie die Menschen beobachten. Das gehört zum Handwerk des Kabarets, das die Wells und Gerhard Polt seit vier Jahrzehnten prägen. Zum Jubiläum der Gemeinsamkeit haben sie einige ihrer satirischen Anmerkungen auf Tonträger gepackt, an einigen Stellen von den Toten Hosen – alte Freunde und Gleichgesinnte im Geiste – dezent als Ghost Band begleitet. Es sind scharfe, wenn auch im Kern versöhnliche Anmerkungen zum Allzubayerischen, Dokumente produktiver Empörung auf der Basis profunder Humanität. Ralf Dombrowski traf die beiden Denker aus diesem Anlass zum Gespräch über Feindbilder, Bierzeltlogik und das hässlichste Wort des Sommers.

Revolution,



Zwei von kritischem Geiste: Michael Well und Gerhard Polt | © Ralf Dombrowski

bitte!

Zum Glück gibt es die Wells und Gerhard Polt. Seit vier Jahrzehnten mischen sie die Welt der Einfalt auf. Zeit für ein Gespräch.

MF: Vier Jahrzehnte, hat sich etwas verändert?

Polt: Natürlich, wir haben schleichende Revolutionen überall. Zum Beispiel die Medizintechnik. Wenn ich mir vorstelle, woran man noch vor 10 bis 15 Jahren gestorben ist. Ich kenne da einige Kandidaten, die überlebt haben, weil es da heute eben Dinge gibt, die unglaublich sind. Oder schauen Sie auf die digitale Welt, diese Shitstorms, diese Mitteilungsgorgien, wo jeder Mensch sein eigener Sender ist. Ich bin ja noch ein vom Radio geprägter Mensch. In meiner Jugend gab es nicht mal Fernsehen, das kam erst langsam auf, als ich dann 18 war. Auch die Kommunikation ist grundlegend anders. Fragen sie ein Kind mal nach einem Misthaufen! Kaum ein Kind hat heute jemals einen Misthaufen gesehen. Es sind auch viele Gerüche nicht mehr da, für immer weg.

Well: Als wir als Biermösl Blosn 1976 angefangen haben, hat es zum Beispiel die Grünen noch gar nicht gegeben. Das war eine umtriebige Bürgerbewegung, noch keine Partei. Aber bei uns auf dem Dorf hat sich viel getan, das ist mir damals schon aufgefallen. Thema Flurbereinigung zum Beispiel. Das Bauerndorf ist mutiert zu einem Pendlerdorf, für uns war das ein Antrieb, unsere Musik zu machen. In der Familie haben wie eine schöne, heile Welt besungen, aber draußen war es anders. Ich bin zum Beispiel noch in eine Zwergschule

gegangen, die wurden später alle geschlossen. Die Achtziger dann waren eine unheimlich polarisierte, aufgeregte Gesellschaft...

Polt: ... auch die Sowjet-Union, was das für uns bedeutet hat. Der Russ', der kommt ...

Well: ... das Feindbild damals. Oder auch die RAF-Geschichte, das waren alles Reibungspunkte, Stationen einer Demokratie-Entwicklung, die es im Osten wiederum nicht gegeben hat. Für mich ist das ein wesentlicher Unterschied. Denn Demokratie ist eine Entwicklung, bei uns aus den vermufften Fünfzigerjahren heraus bis in die heutigen Tage, mit viel Diskussionen und Reibungen. Die RAF, wie gesagt, der Paragraph 218, Wackersdorf und die Bürgerbewegungen, Pershing II ...

Polt: ... in Italien der Andreotti mit der Mafia, ich mein', wo fängt man da an!

MF: Als ich mir das Jubiläums-Programm auf CD durchgehört habe, klang das für mich so, als wäre die Wut an vielen Stellen die gleiche geblieben. Und auch der Vorbehalt gegenüber der menschlichen Dummheit.

Well: Da sind zum einen die kabarettistischen Belange, aktuelle Themen, die man in immer kürzeren Intervallen aufgreift. Auf der anderen Seite stehen die menschlichen Geschichten, Sachen, die sich Gerhard auch immer wieder vornimmt.

Polt: Ich bin wirklich dankbar, dass der Mensch lustig ist. Und wenn er das nicht ist, ist er meistens noch komischer. Das ist das Paradoxe dabei. Wenn es menschelt, dann können die ganzen anderen Dinge hinzukommen, die Ironie, die Satire. Ich sehe mir groteske Situationen an, wie Menschen sich in ihrer Rolle wiederfinden, als Marionette, als Souverän und wie sie sich darin verhalten.

MF: Im Programm selbst sind einige schon historische Namen gefallen, das fängt bei Strauß an und geht dann mit Streibl quasi bis heute weiter. Da scheint mir doch eine Kontinuität der Entwicklung zu bestehen.

Well: Die gibt es und man sieht das derzeit an der Karriere von Söder. Er ist ein typischer Instinktpolitiker, der die Lücken entdeckt, in die er hineinspringen kann. So hat er sich hochgehängt und da ist er gut, das muss man ihm lassen.

MF: Und die heile Welt?

Well: Es ist die heile Welt, die in der Volksmusik besungen wurde. Die hat sich schon in den Siebzigern geändert. Der Chemieinsatz in der Landwirtschaft nur als Beispiel.

Polt: Die Idee der Verbiedermeierung der Gesellschaft ist ja alt, das haben Kunstgeschichte oder Literatur gerne abgebildet. Schon im Römischen Reich hat es in Friedenszeiten Phasen gegeben, wo Ausdrucksformen wie die Idyllisierung und das Sich-Selbst-Beweihräuchern populär waren, solange bis durch Gefahren wieder andere Verhaltensweisen wichtig wurden. Mit ein bisschen Geschichtsbewusstsein entdeckt man immer das Vorrevolutionäre, die Revolution, das Nachrevolutionäre, das Establishment.

MF: Nehmen wir den Konservatismus als Reibungspunkt. Einerseits möchte man ihn haben, andererseits geht er auf die Nerven. Wie bekommt dann das unter eine Haube?

Well: Wenn wir in den aufgeregten Achtzigern in Bierzelten gespielt haben, war es für die Leut' manchmal schwer zu verstehen. Da sind grundkonservative Menschen gekommen, ein Querschnitt der Gesellschaft. Und die haben es immer geschätzt, dass wir die Musik draufhaben, nicht imitiert oder als bestimmte Form eingesetzt, sondern dass wir das waren, so wie wir es gelernt haben. Wir waren authentisch, haben Musik gemacht, die ihnen gefallen hat. Das war die Brücke, mit der man die Leute zumindest mal erreicht. Wir ändern sie nicht, die haben dann bestimmt wieder die Gleichen gewählt. Aber sie haben mal etwas anderes gehört und eine leichte Veränderung hat sich vielleicht doch ergeben. Eine Gesellschaft ist wie ein Großtanker, der sich nur sehr langsam manövrieren lässt. Wichtig ist außerdem der Live-Charakter. Wenn die Leute uns erleben, dann verstehen sie uns besser.

MF: Ich bin besonders von der Fähigkeit fasziniert, aus einem Detail das Ganze entwickeln zu können, dieses Steigerungsmoment, das auch fest in der Sprache verankert ist...

Polt: Das hat viel mit Sprache zu tun und mit Mentalität. Mich fasziniert, dass Menschen in sich, wie sie argumentieren, oft sehr plausibel sind. Beim Ansatz kann man streiten, aber was sie dann sagen, hat eine Semi-Logik, die eigentlich nie total falsch ist. Auf diesem wackligen Konstrukt bewegen sie sich und dann fehlt doch etwas, zu wenig Wissen, zu wenig Bildung.

Die Forscheit aber, das Unerschütterliche, mit dem sie argumentieren, ist faszinierend. Und das betrifft ja nicht nur den normalen Menschen im Alltag, sondern auch die Politik. Da frage ich mich oft, wo die einzelnen diese Sicherheit hernehmen. Schauen sie sich zum Beispiel die Virologen an, wie unsicher sie sind und mit »könnte, würde, dürfte« sprechen. So etwas haben andere Leute nicht. Die sagen: So isses doch, oder? Das Nicken des Gegenübers wird gleich vorweggenommen und das hat ja auch was Komisches. Da wird verifiziert, aber nichts falsifiziert.

MF: Und die Wut?

Polt: Ein Beispiel: Das Wort »systemrelevant«, das hängt mir inzwischen zum Hals raus! Mich wundert es, dass es in der Erziehungskultur zur Zeit so wenig vorkommt. Denn ich finde es eines der schlimmsten Wörter, richtig gemein, und wenn das dann auch noch von oben kommt! Wenn man sich überlegt, was das wirklich bedeutet! Ich erinnere mich, als ich jung war, da wurde von kriegsrelevant geredet und wer für den Krieg nicht in Frage kam, fiel durch der Rost und wurde nicht versorgt. Und dann heute »systemrelevant« neben Solidarität oder Solidargemeinschaft. Ja wie bekommt man denn so etwas zusammen?

Well: Vor hundert Jahren ist man als Musikant irgendwie so mitgelaufen, das Ansehen war miserabel. Das hatte sich geändert, kommt jetzt aber wieder durch. Ich habe das gespürt, als Politiker das Wort »Kultur« über Wochen hinweg gar nicht in den Mund genommen haben. Das war eine Geringschätzung, die mir weh getan hat. ||

INTERVIEW: RALF DOMBROWSKI

GERHARD POLT & DIE WELL-BRÜDER

Konzerte | Informationen und Tickets, coronaktuell:
www.well-brueder.de

GERHARD POLT UND DIE WELL-BRÜDER: 40 JAHRE
CD (JKP / Warner)

Anzeigen

1. ABO — 15.10.2020

MKO

GRINGOLTS
SCHULDT
IVES – FURRER – MOZART

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — »NACHBARN« SAISON 20/21 — 1. ABO
15.10.2020, PRINZREGENTENTHEATER, 18 + 20.30 UHR — ILYA GRINGOLTS
VIOLINE; CLEMENS SCHULDT DIRIGENT — IVES »THREE PLACES IN NEW
ENGLAND«; FURRER VIOLINKONZERT [UA]; MOZART SYMPHONIE NR. 33
WWW.M-K-O.EU

ECT

Landesbeirat
Kulturforum

Bezirk
München

BR
Kultur

erst von Siemens
Musikstiftung

Wir sind umgezogen ! !



Ring in 750/- Gold

Langes & Ufer

im Ruffinihaus
Rosental 1 München Tel. 229099
www.langes-ufer.de

Freispiel Hörstoff

Pop

24 Jahre zierte ein weltweites Unikat der interkulturellen Lebensqualität die Münchner Gastronomie: das bayerisch-japanische Wirtshaus Nomiya mit seiner asiatisch geprägten Fusionsküche, wie sie sich ein waschechter Münchner zusammen mit einem aus Japan stammenden Künstler während eines gemeinsamen Japan-Urlaubs einfielen ließen. Schnell wurde das Nomiya auch zu einem Treffpunkt für weitere in München lebende Künstler aus Japan. So ist daraus auch die Band Coconami hervorgegangen, aber auch die bayerisch-japanische Anarcho-Bluesband Sasebo mit dem Nomiya-Mitbegründer Toshio Kusaba. Zusammen mit der tiefen japanischen Stimme von Carl Tokujiro Mirwald teilt er sich den Gesang, der mal an Howlin' Wolf, mal an Tom Waits erinnert. Aber auch europäische Spielarten prägen eine Musik, die man nun, nach der Schließung des Nomiya, als dessen musikalisches Erbe begreifen darf. Nach zwei herausragenden 10-Inch-Schallplatten erscheint bei Gutfeeling mit »SSS (Sasebo Super Spreader)« der erste Longplayer von Sasebo.

DIRK WAGNER



SASEBO: SSS (SASEBO SUPER SPREADER)

Gutfeeling | www.gutfeeling.de

Klassik

Operette ist eine unterschätzte Kunst. Als populäre Musikform, hinter deren Fassade aus Komik und Klamauk die Tendenzen der Zeit durchscheinen, ist sie von epochaler Bedeutung – und manchmal von unfreiwilliger Aktualität, wie Leo Falls Dreiakter von 1916: In Wien mitten im Ersten Weltkrieg uraufgeführt, spielt er mit der deutsch-österreichisch-türkischen Allianz und ihren Klischees: »Von Reformen, ganz enormen, träumen wir am Bosphorus«, singt Midili (Magdalena Hinterdobler), die Freundin der »Rose« Kondja Gül (Kristiane Kaiser). Beide verdrießt das Leben im Harem (»Vom Schleier keine Spur, das nennen wir Kultur«). Nach Kondjas Zwangsheirat mit dem ungeliebten Achmed Bey (Mattias Klink) kommt es in der neutralen Schweiz zum Happy End mit Midilis »Schnuck« Fridolin (Andreas Winkler) und Kondjas Gatten, der sich als ihr angehimmelter Poet André Lery entpuppt. Famos gesungen und musiziert, erwacht in diesem Livemitschnitt die melodienselig verklärte Welt des Wiener Walzers zu neuem Leben – kurz vor ihrem Untergang.

FRANZ ADAM



LEO FALL: DIE ROSE VON STAMBUL

Chor des Bayerischen Rundfunks, Münchner Rundfunkorchester, Ulf Schirmer | cpo/BR Klassik

Jazz & Welt

Lange war das verpönt. Kontrabass solo, der Knecht aus der hinteren Reihe im Zentrum des Interesses. Aber dann traten in den Siebzigern Koryphäen wie Dave Holland nach vorne, wagten das Experiment und ebneten den Weg für Nachfahren wie Sigurd Hole, der mit dem Doppelalbum »Lys / Mørke« sich dem Instrument in der Gesamtheit widmet. Für den Norweger aus dem Jazzumfeld ist der Kontrabass ein Soundgenerator, deren Töne gezupft und gestrichen, perkussiv geklopft, geschabt, gerieben werden. Es geht um Farben und Texturen, Atmosphären und Wirkungen, die sich nicht aus der Linearität einer Melodie oder dem Schwung eines Grooves ergeben müssen, sondern für sich als Hörassoziationen stehen können. Holes Solo-Kosmos ist minimalistisch, auf Wesentliches des Tonempfindung reduziert, frei in der Gestaltung und voluminös vielfarbig in der akustischen Wirkung, zugleich konkret im Resultat, den Kontrabass stilistisch unvoreingenommen als Klangkörper zu verstehen. Musik für den Herbst, der Zeit für Ungewöhnliches lässt.

RALF DOMBROWSKI

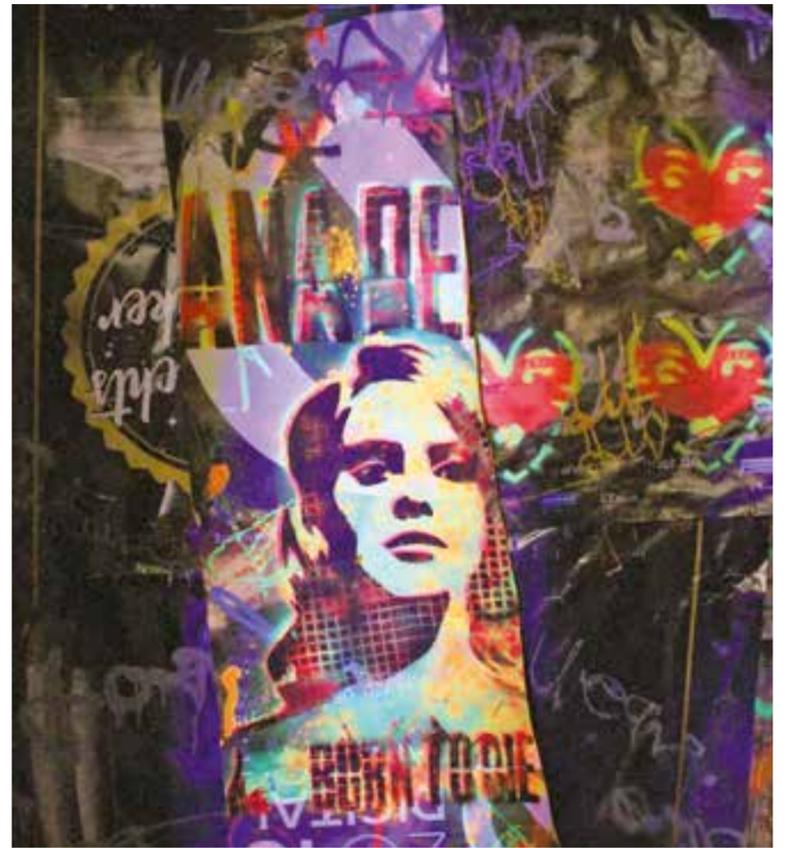


SIGURD HOLE: LYS / MØRKE

Elvesang / Galileo MC

Anders modern

Analog sind die Künstler vor der Kamera. Digital hat das Publikum die Gelegenheit, Spannendes aus dem Pop-Labor daheim zu erleben.



Neues aus dem Event-Labor: Autopilot & Gabriele Gabriel, Vanishing Point | © digitalanalog

DIRK WAGNER

Seit 2002 ist das Digital-Analog-Festival nicht nur eine Plattform für spannende aktuelle Musikströmungen. Von Beginn des Festivals an verknüpft es sie auch mit anderen Kunstformen, die dann zum Beispiel über Videokünstler, die die Konzerte auf dem Festival live bebildern, auch zu gemeinsamen Produktion verschmelzen. Hatten die Veranstalter dafür anfangs noch wechselnde Spielorte genutzt, gastieren sie seit Jahren nun jeden Oktober im Gasteig. Denn erstens verfügt dieser Ort über eine großartige Veranstaltungstechnik, erklären die Festivalleiter Claudia und Stefan Holmeier. Vor allem aber sei der Gasteig ein neutraler Ort, der auch Zuschauer erreicht, die sich oft nicht in Clubs wagen, die bestimmten Szenen zugesprochen werden.

Tatsächlich gedieh das Festival im Gasteig zu einem Publikumsmagneten, der dann auch Kulturinteressierte ins Haus lockte, die dem doch eher biederen Ambiente des Kulturzentrums sonst eigentlich ausweichen. Neugierig spielen die Besucher hier auch mal selbst an analogen Synthesizern, die im Foyer ausgestellt sind, derweil in den Konzertsälen ein außergewöhnlich breites Musikspektrum spannende neue Wege einer bewusst sehr weit gefassten Popmusik aufzeigt. Selbst das jüngst mit dem Bayerischen Kunstförderpreis 2020 gekürte Paranormal String Quartett ist darum auf dem diesjährigen Digital-Analog-Festival vom 16. und 17. Oktober dabei. Allerdings werden im Unterschied zu den Vorjahren keine Zuschauer den Carl-Orff-Saal stürmen können, wenn dort das Paranormal String Quartett nach dem Konzert von Gudrun Mittermeier am Freitagabend seine eigene Vision von Kammermusik verwirklicht. Coronabedingt sind heuer keine Zuschauer vor Ort zugelassen. Stattdessen wird das Festival anno 2020 mit Unterstützung der Mediaschool Bayern und der Jugendredaktion DEIN LIFE kostenlos im Internet zu sehen sein. So wie auf dem Festival sonst auch, werden dabei parallel laufende Konzerte gleichzeitig gestreamt, so dass die Zuschauer an ihren Rechnern daheim tatsächlich auch in die verschiedenen Spielorte und Konzerte wechseln können. Damit probiert das Digital-Analog-Festival im Streaming-Programm neue Möglichkeiten einer fortgeschrittenen Kulturvermittlung aus. Inwiefern das die dabei beteiligten

Videokünstler noch mehr fordert, wird auf den Internetseiten von digitalanalog.org und von dessen Medienpartner m945.de am 16. und 17. Oktober zu sehen sein, zusätzlich zu den Informationen zum gesamten Programm. ||

DIGITAL ANALOG FESTIVAL

Gasteig | 16./17. Okt | Tickets: freier Online-Stream www.digitalanalog.org

Anzeigen

Film-Konzepte

auch als eBook



Corina Erk / Brad Prager (Hg.)

Heft 59

Ulrich Seidl

September 2020, 108 Seiten, zahlreiche farbige und s/w-Abbildungen

€ 20,-

ISBN 978-3-96707-425-3

Ulrich Seidl (*1952) hat einen nahezu unvergleichlichen Stil, der bis zu seinem ersten Film »Einsvierzig« (1980) zurückreicht. In der Folgezeit drehte Seidl über zwei Dutzend Filme und wurde zu einem der provokantesten Filmemacher Österreichs.

Der Band gibt nicht nur eine Einführung in zentrale Aspekte des Seidl'schen Schaffens sowie der Rezeption seiner Filme, sondern befasst sich auch mit den Schlüsselementen von Seidls Signatur als *auteur*.

etk

edition text + kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

Deniz Ohde Streu-licht

Roman

gelesen von
Marit Beyer

»Streu-licht ist eine leise Geschichte, deren Wucht langsam einsickert.«
ZEIT ONLINE

Shortlist Deutscher Buchpreis
Shortlist Aspekte Literaturpreis

Ungeschnittene Hörbuchfassung | gelesen von Marit Beyer | Regie: Ernst Matthias Friedrich
ab Ende Oktober erhältlich auf allen Download- und Streamingportalen
Die deutsche Originalausgabe erschien 2020 bei Suhrkamp | www.bonnevoice.de

Das Prinzip Hoffnung

THOMAS KIEFER

So langsam kehrt Leben zurück in unsere Theater. Ob allerdings die Saison glanzvoll sein wird, kann man zu diesem Herbstbeginn so wenig absehen, wie man weiß, was das Virus sonst noch in unserem gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Leben verursachen wird. Das Staatstheater Nürnberg unter ihrem Intendanten Jens-Daniel Herzog federt diese Ungewissheit mit ganz eigener Taktik ab. Eine Mischung aus Regel- und Sonderspielplan gibt Termine erstmal bis November bekannt. Dann wird man weitere und neue Aufführungen setzen. Man fährt also auf Sicht. Welch ein Vorteil, dass man mit dem Intendanten einen Künstler und Kapitän an Bord hat, der nicht nur Anweisungen für Richtung und Kurs gibt, sondern auch selbst Segel setzt und das Steuerruder in die Hand nimmt. So inszeniert Herzog die erste Oper der Saison wieder höchstpersönlich. Sein »L'Orfeo« (Premiere, 2.10.) zeigt ein Leben voll Freude, Lust und scheinbarer Zukunftsgewissheit, in das durch Euridices plötzlichen Tod das Unglück unerwartet und unvermittelt hereinbricht. Und als es Orpheus zwar gelingt, seine Geliebte aus dem Hades zurückzuholen, verliert er sie ein zweites Mal, weil er sich entgegen des Göttergebots nach ihr umdreht. Wenn man so will, erklärt Herzog seine Sicht auf den antiken Stoff, ist das Unglück in diesem Stück damit auch in einer zweiten Welle angelegt. Weh' dem, der sich in Gewißheit wähnt! Das passt für diesen Herbst.

Neben dieser aktuellen Anspielung hat Monteverdis Oper natürlich auch den Vorteil, dass keine Wagnerschen Großorchester im Graben wabern. Joana Mallwitz, die musikalische Chefin des Hauses, hat dafür die Orchesterfassung erarbeitet und wird ihre Musiker so setzen, dass alle Vorschriften der Bayerischen Staatsministerien erfüllt sind. Denn die haben es in typisch bayerischer Primusqualität in sich – bis in die Details. So muss die Generalmusikdirektorin gar nicht nachdenken, wo sie etwa die Holzbläser hinsetzt. Das schreiben die Infektions-Schutzmaßnahmen vor. Und wie das Blech mit dem Kondensat seiner Instrumente umzugehen hat, ist dort auch penibel geregelt.

Über dem Graben hat in diesen Monaten die Stunde des Ensembles geschlagen. Wohl den Theatern, die dort stark besetzt sind. Denn wer kann es in dieser Situation riskieren, teure Gastsolisten zu verpflichten? Da wird man in den nächsten Monaten den Trend in den Vertragsbüros der Spielhäuser beobachten müssen. Den »L'Orfeo« schafft man in Nürnberg jedenfalls ohne Gastgesang. »Wir sind auch gespannt, ob die

Das Staatstheater Nürnberg startet mit Monteverdis »L'Orfeo« in einen Opernherbst voller Unwägbarkeiten.



So viel Raum war nie: das Staatstheater Nürnberg mit aktueller Distanzbestuhlung | © David Klumpp

Corona-Krise dazu führt, dass Festengagements – zwar nicht so lukrativ, aber verlässlich – für die Sänger wieder interessanter werden«, sagt Herzog gegenüber dem MF. »Da ich ein großer Verfechter des Ensembletheaters bin, würde mir das durchaus gefallen.« Ähnliches gilt für die Regisseure. Wer will schon von weit her anreisen, um seine Arbeit wegen eines Coronafalles während des Spielbetriebs abbrechen zu lassen? In Nürnberg weiß man, wie weh das tut. Als das Schauspiel Ende Juni endlich für eine Premiere auf der Freilichtbühne bereit war, musste man in genau so einer Situation absagen und verschieben.

Auch am Sprechtheater hat man in Nürnberg mit Kleists »Das Erdbeben in Chili« (1807) das Wechselbad menschlichen Geschicks auf dem Spielplan. Wenn die Wirklichkeit so neu ist, muss sich das Theater damit befassen, sagt Schauspielchef Jan Philipp Gloger. Weil er im Kammerspiel nur 40 Karten pro Aufführung verkaufen darf, lässt er zweimal am Abend spielen. Im Großen Haus sind es auch nur 200 Gäste am Abend. Nach Kleist steht für Mitte Oktober eine »Antigone« von Sophokles auf dem Spielplan. Andreas Kriegenburg wird Regie führen. Und am 30.10. wird René Pollesch sein Werk »Take the Villa and Run« uraufführen. Da kann man dem Haus nur Glück und Erfolg wünschen. Ambitioniert sind da auch die Opernpläne mit Verdis »Il Trovatore« unter dem renommierten Peter Konwitschny im November. Das Ballett, das in seinem Kern vom direkten, verbundenen Kontakt zweier Menschen lebt, wird zunächst die Geschichte von »Peter und der Wolf« auf die Bühne bringen.

Aber Theaterspiel braucht Nähe zwischen den Protagonisten. Was wird aus den großen Liebespaaren Tristan und Isolde oder Rodolfo und Mimi? Und was aus den großen Widersachern wie Graf Luna und Manrico im kommenden Nürnberger Troubadour? Liebe wie Hass kommen ohne Handgreiflichkeit nicht aus. Die Vorhänge gehen wieder auf und viele Fragen bleiben offen, um ein altes Theaterzitat einmal umzudrehen. ||

CLAUDIO MONTEVERDI: L'ORFEO
Staatstheater Nürnberg | 2./10./14./17./25./30. Okt
16.30/19/19.30/20 Uhr | Tickets: 0180 1344 276
www.staatstheater-nuernberg.de

KLAUS KALCHSCHMID

Drei Wochen früher als geplant begann nach vorgezogenen Theaterferien die Bayerische Staatsoper ihre neue Spielzeit. So konnte Marina Abramovićs ehrgeiziges Projekt »7 Deaths of Maria Callas« im großen Nationaltheater in fünf Vorstellungen für immerhin jeweils 500 Besucher pro Vorstellung nachgeholt werden. Der Abend wurde vom Publikum ob seiner genialen Hybris hochgeschätzt und geliebt oder leidenschaftlich abgelehnt. Gleichzeitig gab es im intimen Cuvilliés-Theater die ebenfalls bereits für April geplante Opernstudio-Produktion der selten gespielten Oper »Mignon« von Ambroise Thomas. Kontrastreicher könnten beide Produktionen nicht sein: Hier das Schicksal eines Mädchens, die im Augenblick der Bewältigung ihres Kindheitstraums den Tod findet, dort das Sterben der realen Maria Callas und ihre Auferstehung als Mythos. Sieben Arien aus Partien, die für Maria Callas essentiell waren, werden live gesungen zu Filmen auf Großleinwand, in denen Abramović in die jeweiligen Rollen schlüpft. In Slow Motion erleidet sie als Butterfly in Nagasaki den Strahlentod, wird als Desdemona von mehreren Boas erwürgt oder schreitet als Norma an der Seite von Willem Dafoe in immer intensiverem Funkenflug langsam einem brennenden Scheiterhaufen entgegen. Darauf folgte das reale Sterben im minutiös nachgebauten Pariser Schlafzimmer und schließlich die Auferstehung: Marina als Maria im goldenen Kleid, dazu live vom Orchester begleitet die Stimme der Callas als Norma von 1954.

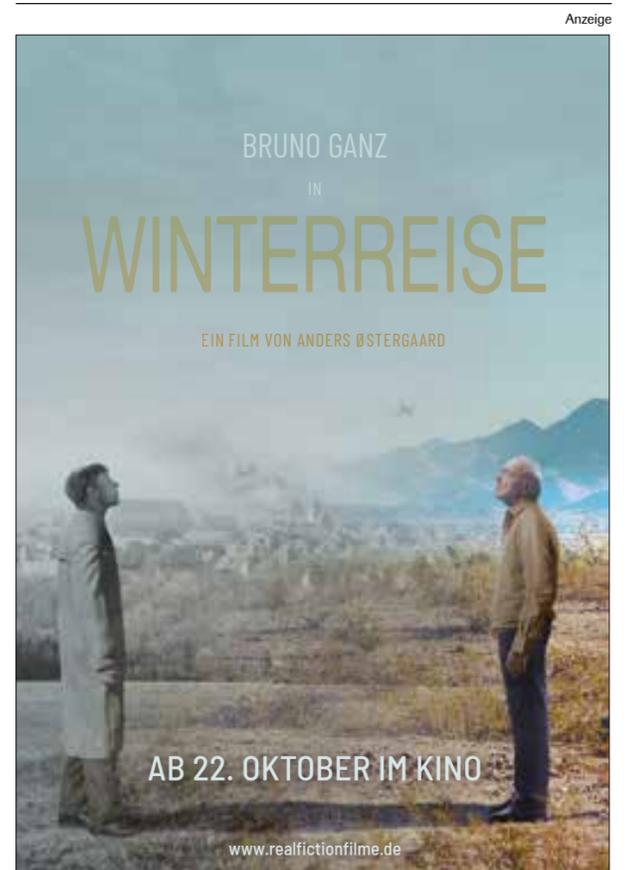
»Mignon« wurde wie geplant in einer nun allerdings noch stärker gekürzten pausenlosen Kammer-Version gegeben. Mit Sarah Gilford (Mignon), Juliana Zara als ihre Gegenspielerin Philine und Caspar Singh als Wilhelm, der zwischen den beiden jungen Frauen steht, waren vielversprechende Talente in den Hauptpartien zu erleben. Der restliche Spielplan der Monate September/Oktobre musste adaptiert und mit gekürzten pausenlosen Mozart- statt Richard-Strauss-Opern bestückt werden. Alban Bergs »Wozzeck« gab es in der auf nahezu ein Drittel Instrumentalisten reduzierten Orchesterfassung von Eberhard Kloke zu erleben. Die vor 100 Jahren im Nationaltheater uraufgeführte, seither in München nicht mehr gespielte Oper »Die Vögel« von Walter Braunfels kann jedoch wie geplant ungekürzt und in (fast) originaler Besetzung stattfinden. Nur die Streicher

Dezente Experimente

Es ist aufwändig, aber es geht. Auch die Staatsoper wagt Premieren in der neuen Spielzeit.

werden reduziert, um im erweiterten Orchestergraben die Abstandsregeln einzuhalten. Für das »lyrisch-phantastische Spiel« nach der antiken Satire von Aristophanes, in der Vögel zwischen Götter und Menschen einen Keil treiben, indem sie eine mächtige Festung errichten, schrieb der Komponist selbst den Text. Prometheus ermahnt das gefiederte Volk, sich nicht wie er einst gegen Zeus aufzulehnen. Doch die Warnung verhallt ungehört und führt zur Vernichtung der Vogelstadt. Zwei Menschen-Männer kehren zurück in ihre eigene Welt, nicht ohne dass Hoffegut sich selig seiner erotischen Begegnung mit der Nachtigall, eine wunderbare Partie für Koloratursopran, erinnert. Braunfels' faszinierend spätromantisch üppig aufrauschende Musik in einem »wehmütigen Blick zurück auf das 19. Jahrhundert«, so der Dramaturg der Produktion, Rainer Karlitschek, knüpft eher bei Richard Strauss an, als dass sie den beiden anderen Zeitgenossen Franz Schreker und Erich Wolfgang Korngold verwandt ist. Die (Dreh-)Bühne von Aleksandar Deni' musste nicht modifiziert werden, ebensowenig die Kostüme von Adriana Braga Peretzki und die Regie von Frank Castorf, der sich nur daran halten muss, dass nicht mehr als zehn Personen miteinander auf der Bühne agieren dürfen. ||

7 DEATHS OF MARIA CALLAS / MIGNON / DIE VÖGEL
Bayerische Staatsoper | Herbstspielzeit | verschiedene Anfangszeiten | Tickets: 089 2185 1920 | www.staatsoper.de





Eine Graphic Novel über die Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft und weit mehr als das.

F a s s u n g s l o s

CORNELIA FIEDLER

War das nur geschicktes Marketing seitens des Verlags, dieses Buch als Highlight zu US-Wahl zu bewerben? Mit Donald Trump hat der Comicroman »Ausnahmestunden« des renommierten Zeichners James Sturm weniger zu tun, als erwartet. Klar, auf den ersten Blick sind da die Plakate zur Wahl 2016 am Straßenrand; da ist die kleine Tochter auf dem Autorücksitz, die streng guckt und ihren gestressten Dad mit der Frage »Wählst du jetzt Hillary oder nicht?« löchert; da ist der Kandidat mit dem irren Blick im TV-Duell, der lügt – weil er es kann.

Auf den zweiten Blick erzählt James Sturm dann aber vor allem eine berührende Trennungsgeschichte in melancholischen blaugrauen Bildern. Auf den dritten Blick wiederum, und den sollte man dieser ruhig erzählten, beeindruckenden Graphic Novel unbedingt gönnen, kehrt die Politik zurück. Nicht in aufrüttelnden, plakativen Bildern, nicht in politischen Appellen des Autors und Zeichners, sondern indem sich »Ausnahmestunden« Stunden und Tagen nach der Lektüre zu einer Art Seelenlandschaft einer rissigen und bröckelnden Gesellschaft zusammensetzt.

Sturms Hauptfigur Mark ist ein Mensch, dem offensichtlich der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Ein Mensch übrigens mit einem sanften hellen Hundegesicht und langen

schwarzen Schlappohren – ein klassisches Comicstilmittel, das im Graphic-Novel-Bereich aber selten geworden ist. Lisa, die Liebe seines Lebens, hat sich nach sieben Jahren von Mark getrennt. Seinen neuen Alltag, die Tage mit den beiden Kindern, die Tage ohne die Absprachen mit Lisa, die verkrampfte Party bei gemeinsamen Freunden, den Job bei einem hochverschuldeten Bauunternehmer, selbst seinen eigenen nächtlichen Ausraster erlebt Mark wie unter einer Glasglocke.

Was in den großformatigen Bildern passiert, wird bildlich überlagert von Marks Gedanken, Erklärungen, Interpretationen. Sie nehmen das obere Viertel fast jedes Panels ein. Während er mit seinen Kindern durchs Wohnzimmer tobt und einen hungrig grollenden Riesen spielt, fällt ihm ein, wie er dasselbe früher mit seinem Bruder gespielt hat, und schon geht das Gedankenkinolo los: Sein Bruder – dessen Rat, er solle sich einen Anwalt nehmen – die anstehende Scheidung – Lisa. Den schönen Moment, den Spaß mit den Kindern lässt er nicht gelten, denn die Trauer hat immer Vorrang.

Eine ähnliche Fassungslosigkeit, wie sie Mark seit der Trennung erfasst hat, dieses Gefühl, plötzlich nur noch reagieren, nicht mehr agieren zu können, überkommt auch Marks demokratische Freunde nach der Wahlniederlage Clintons, nach dem

Triumph des dumpfen rechten Populismus. Dieses Gefühl, mit einem Schlag in einer bis dato unvorstellbaren Lage zu sein, politisch und privat, weist über den kleinen Kreis der Comicfiguren hinaus. Sturm zeichnet eine Welt, der ihr Kompass verloren gegangen ist, in der richtig und falsch zu verschwimmen drohen.

Der 1965 geborene Autor, der mit Indie-Comics anfang und 2004 das Center for Cartoon Studies in Vermont gegründet hat, blickt nicht nur empathisch auf seinen Protagonisten, sondern auch ehrlicher, als dieser zu sich selbst sein kann. Sturm zeigt, wie sich Stream-of-Consciousness und Bildgeschehen widersprechen, wie Mark den Blick für andere verliert, für die Kinder, für Lisa, die mit Depressionen kämpft, für seine Mutter, die unbemerkt schwer erkrankt. Und dann, kurz vor Schluss, bricht Sturm plötzlich selbst aus der vergezeichnet scheinenden Bahn aus. Zeichenstil und Schrift werden lockerer, die Gedanken offener. Ob der Hoffnungsschimmer nur Mark gilt oder auch der amerikanischen Gesellschaft, bleibt offen. ||

JAMES STURM: AUSNAHMEZUSTAND
Reprodukt Verlag 2020 | 216 Seiten | 24 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 81667 München
Tel.: 089 48920970 info@muenchner-feuilleton.de
www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun | **Anzeigen** Christiane Pfau

Druckabwicklung ESTA-Druck GmbH | www.esta-druck.de

Gestaltung | **Layout** Susanne Gumprich, Cathrin Huber, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger | **Online-Redaktion und Medien** Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Clea Albrecht (ca), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Eva-Elisabeth Fischer (eef), Anne Fritsch (af), Sofia Glasl (sog), Joachim Goetz (jog), Simon Hauck (sha), Klaus Kalchschmid (kk), Frank Kaltenbach (fk), Thomas Kiefer (tk), Christine Knödler, Thomas Lassonczyk (tl), Matthias Leitner, Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Chris Schinke (cs), Christa Sigg (cis), Franziska Sperr (fs), Silvia Stammen (sis), David Steinitz, Maximilian Theiss, Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Anja Wesner (aw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September | Abo-Preis: 35 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971, info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG | IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Epidemischer Patriotismus

Sinclair Lewis imaginierte 1935 in seiner Warnung vor faschistischen Tendenzen einen Lügner von Trumpschem Kaliber.

SOFFIA GLASL

Realität, Horror und Satire liegen manchmal so nahe beieinander, dass man auf den ersten Blick nicht erkennt, woran man ist. Liest man den bereits 1935 erschienenen Roman »Das ist bei uns nicht möglich« des amerikanischen Nobelpreisträgers Sinclair Lewis, könnte man tatsächlich den Eindruck haben, eine aktuelle Zeitung aufgeschlagen zu haben. Darin nämlich schafft es ein Betrüger mit populistischen Parolen, dem Schüren von Angst und dem Versprechen von Wirtschafts- und Sozialreformen, zum Präsidenten der USA gewählt zu werden. Er baut das Land zu einer faschistoiden Diktatur aus, in der die Pressefreiheit eingeschränkt ist, die Gerichte keinen Einfluss mehr haben und eine Privatarmee für Recht und Ordnung sorgt. Sogar ein Krieg gegen Mexiko wird angezettelt. Bei Sinclair Lewis heißt diese diabolische Witzfigur nicht Donald Trump, sondern Berzelius »Buzz« Windrip, doch die Ähnlichkeiten mit der aktuellen Situation in Amerika sind schaurig. Lewis hatte den Roman zur Unterstützung von Franklin D. Roosevelts Wahlkampf 1936 geschrieben, seit 2016 wird er in

den USA als beinahe prophetische Vorhersehung wieder gelesen. Auch jetzt, kurz vor den erneuten Wahlen, hat er kaum seine Aktualität eingebüßt – ganz im Gegenteil. Die Art und Weise, wie Windrip die Grenzen zwischen Fakten, Lügen und blumiger Interpretation ausleiert und verschiebt, wirkt nur zu vertraut. Die demokratische Grundordnung der USA steht auf dem Spiel – im Roman wie in der Realität.

Lewis stellt seinem Volksverführer den Journalisten Doremus Jessup entgegen, der mit seiner unverblühten Berichterstattung das letzte demokratische Fähnchen hochhält. Er wird im Verlauf des Romans festgenommen, gefoltert und in ein Konzentrationslager gebracht. Lewis sah nicht wenige Vorgänge, die später in Nazi-Deutschland passieren sollten, grauenerregend voraus (eine versiegelte und mit Kohlenmonoxyd befüllte Synagoge lässt das Blut in den Adern stocken) und beim Lesen fragt man sich tatsächlich immer wieder, ob Trump den Roman möglicherweise als Ratgeber missverstanden haben mag. Doremus Jessup erkennt das alles als »epidemi-



schen Patriotismus« und wird dafür von seinen Kritikern verlacht. Diese behaupten steif und fest, ein Faschismus wie in Europa könne in den USA keinesfalls stattfinden und wiegen sich in trügerischer Sicherheit. Diese Stimmen klingen merkwürdig vertraut, etwa wenn man sich an die #blacklivesmatter-Proteste erinnert und sich dabei in Deutschland kaum jemand angesprochen fühlte. »Das ist bei uns nicht möglich« funktioniert nicht nur in eine Richtung und das macht diese Gratwanderung zwischen Satire und Horrorroman zu einer universellen Warnung. Es bleibt zu hoffen, dass hier nicht alle so resignieren wie Jessup, dem ab einem gewissen Punkt auch die Bücher keinen Trost mehr spenden können. Zu hoffnungslos ist die Realität geworden. ||

SINCLAIR LEWIS: DAS IST BEI UNS NICHT MÖGLICH
Aus dem Amerikanischen von Hans Meisel | Aufbau Taschenbuch | 442 Seiten | 14 Euro

Lebenshilfe von Doktor Freud

Die Autobiografie des österreichischen Autors und Regisseurs Ernst Lothar erzählt von einer untergegangenen Welt und vom Kampf eines Schriftstellers gegen das Scheitern.

CHRIS SCHINKE

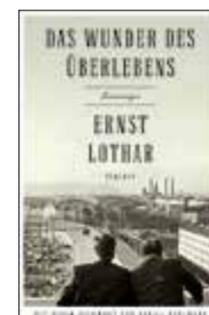
Was passiert, wenn einem die Heimatliebe zum Verhängnis wird? Davon erzählt eindringlich – und auch mit sich ins Gericht gehend – Ernst Lothar in seiner Autobiografie. Die erschien 1960, Lothar war damals prägender Oberspielleiter des Wiener Burgtheaters.

Gleich zu Beginn trauert der Autor der k.u.k. Monarchie nach, denn während er als junger Mann Karriere macht, findet sie ein jähes Ende. Eigentlich war Lothar eine Laufbahn als Jurist beschieden, da er sich aber zu den schönen Dingen des Lebens berufen fühlt, wirkt er seit 1911 auch als Schriftsteller, Theaterkritiker, Regisseur sowie schließlich auch als Direktor des Theaters in der Josefstadt. Unter anderem ist er Weggefährte des großen Max Reinhardt. Alle Kontakte helfen Ernst Lothar nicht, als der Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland erfolgt. Ehemalige Kollegen denunzieren ihn, schließlich wird Lothar, der jüdisch ist, die Arbeit an der gewohnten Wirkungsstätte verunmöglicht. Zunächst aureiseunwillig, entschließt er sich doch zur Flucht zu seinem Bruder in die

Schweiz. Ein permanentes Exil dort wird ihm verwehrt. Lothar bleibt nichts anderes als gemeinsam mit seiner Tochter weiterzuziehen, zunächst nach Frankreich und von dort aus in die Vereinigten Staaten nach New York. Anders als vielen europäischen Kulturmenschen gelingt es Ernst Lothar, in den USA Fuß zu fassen. Seine Bücher landen auf Bestsellerlisten, er wird zum Universitätsprofessor berufen, und seine Frau macht auf den Bühnen des Broadways Karriere.

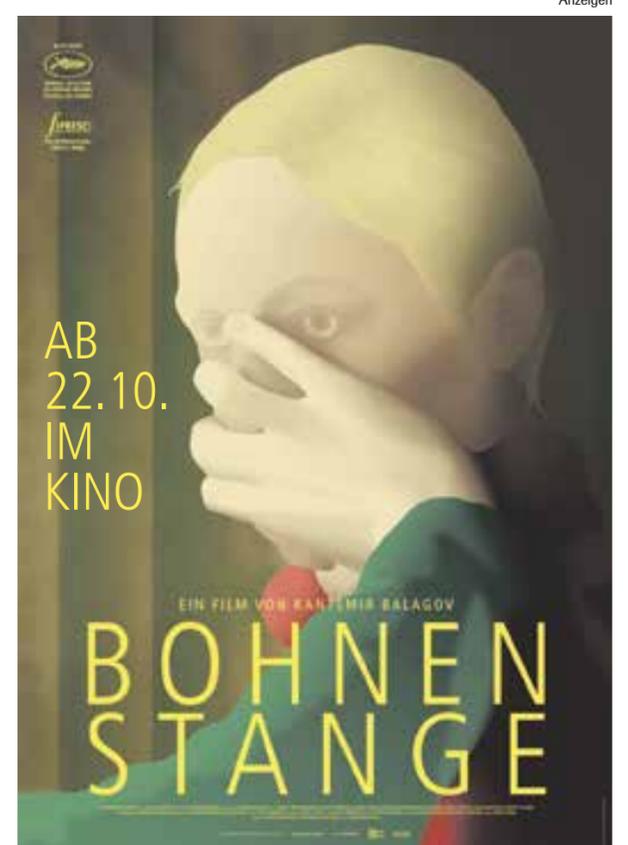
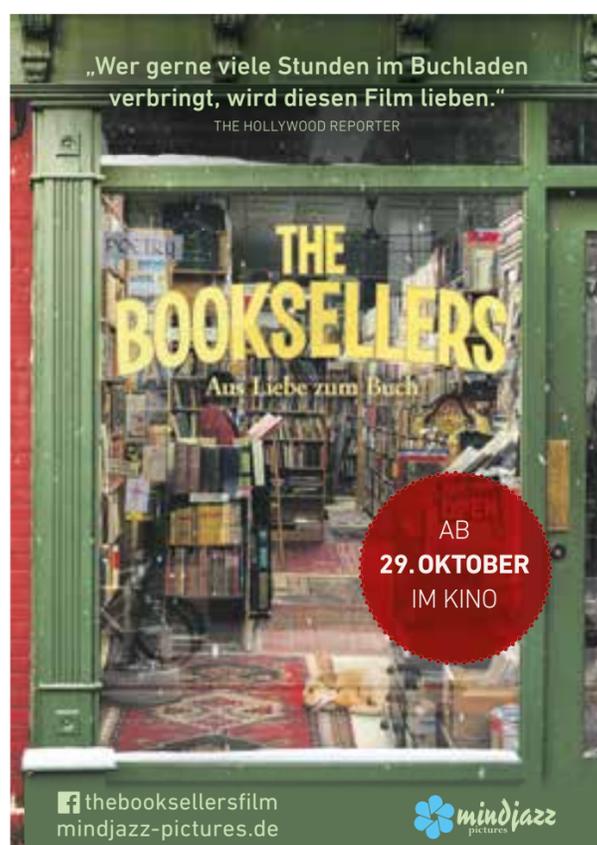
Die Schrecken des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges erlebt Ernst Lothar aus der Ferne. Und doch bleibt der aus seiner Heimat schmählich Davongejagte seinem Österreich zutiefst verbunden. Nach dem Krieg nutzt er die erste Gelegenheit, um zurück nach Wien zu gelangen. Als Offizier der US-Army wird Lothar mit Entnazifizierungsaufgaben im Kulturbetrieb betraut. An dieser Aufgabe wird er scheitern. Wie so oft speist sich die Kraft des Literarischen aus einem solchen Scheitern.

In einer frühen Schlüsselszene des Buches begibt sich der Ich-Erzähler zu Sigmund Freud in die Praxis. Eine Stelle, die



allein schon die Lektüre von Lothars Memoiren lohnt. »Wie kann man ohne das Land leben, für das man gelebt hat?«, fragt Lothar den berühmten Nervenarzt. »Vielleicht hat es das Land, das Sie meinen, nie gegeben«, entgegnet der. An die Möglichkeit des Krieges haben Ernst Lothar und seine Generation nicht glauben wollen. Das verbindet sie auf unheimliche Weise mit uns heute. ||

ERNST LOTHAR: DAS WUNDER DES ÜBERLEBENS. ERINNERUNGEN
avant-verlag 2019 | 120 Seiten | 28 Euro



LYRIK

SPÄTHERBST IN VENEDIG

Nun treibt die Stadt schon nicht mehr wie
ein Köder,
der alle aufgetauchten Tage fängt.
Die gläsernen Paläste klingen spröder
an deinen Blick. Und aus den Gärten hängt

der Sommer wie ein Haufen Marionetten
kopfüber, müde, umgebracht.
Aber vom Grund aus alten Waldskeletten
steigt Willen auf: als sollte über Nacht

der General des Meeres die Galeeren
verdoppeln in dem wachen Arsenal,
um schon die nächste Morgenluft zu teeren

mit einer Flotte, welche ruderschlagend
sich drängt und jäh, mit allen Flaggen
tagend,
den großen Wind hat, strahlend und fatal.

RAINER MARIA RILKE

Die einst so mächtige Lagunenstadt zählt seit der Renaissance zum Pflichtprogramm der »Grand Tour« des europäischen Adels und blieb bis heute ein einzigartiges Highlight für Kunst- und Bildungsreisende. Das Erlebnis Venedig ist auch ein traditionsreicher Topos der Lyrik, von Lord Byron bis Joseph Brodsky, von Goethe bis Nietzsche. »Venedig liegt nur noch im Land der Träume, / Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen«, schrieb August Graf von Platen-Hallermünde im V. seiner »Sonette aus Venedig« (1824). »Wie ein verwirklichter Traum begrüßt dich das bunte Venedig«, formulierte Friedrich Hebbel den ersten Eindruck. Solche Klassiker sowie Venedig-Gedichte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart versammelt eine schöne Anthologie von Tom Schulz und Ron Winkler. Schulz hat wie Carl-Christian Elze mehrere Monate in der vom Massentourismus bedrohten Stadt verbracht, beide stellen ihre Gedichte im Lyrik Kabinett vor und diskutieren mit der Venedig-erfahrenen Literaturkritikerin Kristina Maidt-Zinke.

Rilke besuchte 1907 zum dritten Mal »die Stadt, die immer wieder, wo ein Schimmer / von Himmel trifft auf ein Gefühl von Flut, // sich bildet ohne irgendwann zu sein«, wie es in dem komplementären Text »Venezianischer Morgen« heißt; die Gedichte erschienen 1908 in »Der Neuen Gedichte anderer Teil«. In »Spätherbst in Venedig« steht nicht das »traumhafte« Venedig, das Wunder der Paläste und Spiegelbilder oder der Topos vom bunt-blassen Abglanz der Kriegs-, Finanz- und Handelsmetropole im Fokus, hier treibt – seit der Gründung auf Eichenpfählen – das Herz Venedigs den Willen zur Macht und Zukunft: die Schiffswerft und Militärzone des Arsenal. || tb

NEUE GEDICHTE ZU VENEDIG

Lyrik Kabinett | 15. Oktober | Ein Abend mit Carl-Christian Elze und Tom Schulz
Moderation: Kristina Maidt-Zinke | Amalienstr. 83a | 20 Uhr | Eintritt 8 Euro/6 Euro
(20 Plätze, Einlass nur nach Voranmeldung:
info@lyrik-kabinett.de oder 089 346299)

VENEDIG. DER VENEZIANISCHE TRAUM

Gedichte. Ausgewählt von Tom Schulz und Ron Winkler | Schöffling & Co., 2015
200 Seiten | 14,95 Euro

Das Wort den Dichterinnen

Beim Schamrock-Festival treten Lyrikerinnen aus der ganzen Welt unter dem Motto »Einmischen – Poetry for Future« in der Münchner White Box auf, live und per Stream.

FRANZISKA SPERR

Imagination und Gedichte seien Mittel zur Selbsterhaltung und Lebenshilfe, Schutzschilde gegen die zermürbende Wirklichkeit, schrieb der amerikanische Dichter Wallace Stevens Anfang der 1940er Jahre. Eine Einsicht, die seither nichts an Wahrheit verloren hat. Gerade jetzt, in den weltweit pandemischen Zeiten, die mürbe machen, rückt uns das Gedicht nahe.

Lange Zeit blieb es spannend, man wusste nicht, ob das Schamrock-Festival der Dichterinnen dieses Jahr, zum fünften Mal, in München Ende Oktober überhaupt stattfinden kann. Ob die Gastgeber und die von weiter anreisenden Gäste, und nicht zuletzt das Publikum, sich dem Risiko und den Unsicherheiten in diesem turbulenten Jahr aussetzen wollen. Doch die Veranstalter Augusta Laar und ihr Mann Kalle Aldis Laar ließen sich bei der Vorbereitung nicht beirren.

Unter dem Motto »Einmischen – Poetry for Future« wird es nun starten, wenn auch in leicht veränderter Form und vermehrt per Videozuschaltung. Alles vorbereitet, es ist angerichtet: prominente Namen wie Marlene Streeruwitz aus Österreich, Yirgalem Fisseha Mebrahtu aus Eritrea, die Grazer Klangperformerin Katharina Klement, die Lyrikerinnen und Wortkünstlerinnen Anja Utler, Barbara Hundegger und Birgit Kempker, um nur wenige zu nennen. Sie haben sich verabredet mit Entdeckungen aus Katalonien, Äthiopien, Eritrea, Kanada und anderen Ländern.

Wie gehen die vielen Dichterinnen und Musikerinnen aus fünfzehn Ländern um mit den brisanten globalen Themen unserer Zeit? Poesie in Zeiten von Klimawandel und Ressourcenknappheit, Corona-Pandemie und Flüchtlingsproblematik, Ungleichheit und Ungerechtigkeit, geht das überhaupt? Ja. Das Festival tritt alle zwei Jahre den Beweis an mit Wort- und Klangpoesie, Performances,

Slampoetry, Live-Musik-Veranstaltungen, Live-Streamings, Cross-over- und Übersetzungsprojekten, im Vorfeld produzierten Filmbeiträgen, Workshops und Podiumsgesprächen. Lyrisches Sprechen. Lyrische Stimmen. Lyrische Bewegung. In Münchens urbanem Veranstaltungsort White Box kann das interessierte Publikum bei dem Versuch der Realisierung des Spagats zwischen Wort und Klang, zwischen äthiopischer Live-Musik und Poetinnen, die hier noch nie zu hören waren, dabei sein. Die Stadt München eignet sich schon aus Gründen der Tradition für so ein Vorhaben, haben doch Annette Kolb und ihre Kolleginnen vor über hundert Jahren ähnliche Ziele verfolgt.

Bei allen Organisations-, Sprach- und Übersetzungsproblemen bietet der Umstand, dass die Dichterinnen aus so vielen Ländern kommen, etwas sehr Wertvolles, nämlich, so Laar, den Austausch von Ideen, Sprachen und Klängen und den alten und neuen, über allem schwebenden Traum von Internationalität. Klang- und Wort-Lyrikerinnen aus Äthiopien und Eritrea, aus Litauen, Malta, England, Schottland, Katalonien, Österreich, der Schweiz, Hongkong, Dänemark, Grönland und Kanada lassen das Publikum hineinschauen in ihre Arbeit und ihre Lebenswelten, vielleicht auch in ihre Seelen.

Dabei hat sich die Gründerin, Augusta Laar, das Festival »aus einer Wut heraus« ausgedacht. Waren es doch immer die Männer, die auf den Podien saßen und ihre Gedichte lesen durften, sagt die Lyrikerin, es waren bevorzugt Männer, die bei den wenigen Verlagen, die Lyrik ins Programm nehmen, landeten, Männer in den leitenden Verlagspositionen. Dem galt es etwas entgegenzusetzen. Sie starteten als Lyrik-Salon mit eher bescheidenen Einschaltquoten. Doch das Interesse wurde immer größer, die Teilnehmerinnen



von oben links nach rechts unten: Marlene Streeruwitz
© Heribert Corn || Swantje Lichtenstein | © Lena Böhm ||
Elisabeth Schwachulla alias Queen Trulla | © Frank
Schroth || Anja Utler | © Tom Langdon || Kokob Tesfaldet
© privat || Yirgalem Fisseha Mebrahtu | © privat

internationaler. Mit ihrem Ehemann, dem Klangkünstler Kalle Aldis Laar zusammen stellte sie erst zurückhaltend, nun gewachsen und gar nicht mehr so schüchtern, dieses weltweit einzigartige Festival für Dichterinnen auf die Beine. Der Name Schamrock ergab sich dann: aus Scham, dem weiblichen Organ, hergeleitet von »sich schämen«, sich verstecken, und dem Rock als Bedeckung derselben, aber auch als Musik und Bewegung im Sinne der Befreiung. Klingt feministisch? Ist es, aber nicht nur, das wäre den Kuratoren viel zu eingengt. Eher ist es ein Festival, bei dem einmal die Dichterinnen zum Zuge kommen. ||

Ein paar Fragen an Yirgalem Fisseha Mebrahtu

Franziska Sperr war sechs Jahre im deutschen PEN für das Writers-in-Exile-Programm verantwortlich. Sie sprach mit der Münchner Stipendiatin Yirgalem Fisseha Mebrahtu aus Eritrea, die bis zu ihrer Freilassung 2015 jahrelang unter schlimmsten Bedingungen im Gefängnis »Mai Swra« ausharren musste. Einzelhaft, Folterungen ohne Anklage und Gerichtsverfahren.

Was kommt Ihnen bei dem Titel des Festivals

»Einmischen – Poetry for Future« in den Sinn? Natürlich arbeiten wir alle daran, eine bessere Zukunft zu haben. Wir träumen und reisen, um sie sehen zu können, zu erreichen, um sie zu haben. Als Schriftstellerin ging ich einen gefährlichen, grauenvollen Weg, nur um mein Leben zu retten und eine bessere Zukunft zu haben. Wir kämpfen für eine bessere Zukunft, ich kann sagen, wir leben für die Zukunft. »Einmischen – Poetry for Future« klingt gut. Wie fühlen Sie sich nach den zwei Jahren in München?

Ich mag München. Das ist natürlich mein erster Eindruck. München ist die erste Stadt in meinem Leben in einem zivilisierten Land, einer zivilisierten Stadt. Ich habe eine besondere Beziehung zu München, der Stadt, die mir so vieles für mein Leben schenkte. Haben Sie Pläne für die Zeit nach dem PEN-Stipendium?

Ich wäre glücklich, wenn ich bleiben dürfte, wenn die Regierung mir Asyl gewährt. Ich lerne so viel, was ich vorher nie erfahren habe. ||

5. SCHAMROCK-FESTIVAL DER DICHTERINNEN. INTERNATIONALE POETRY BIENNALE MÜNCHEN

whiteBOX.art | 23. bis 25. Oktober 2020
Atelierstr. 18, 81671 München | Programm unter
www.schamrock.org | Tickets: Münchentickets

Anzeige

Zora Neale Hurston
Vor ihren Augen sahen sie Gott

„Anrührend, poetisch, sprachgewaltig, mitreißend - die Reihung jubelnder Adjektive zur Beschreibung dieses Romans ließe sich mühelos erweitern. 1937 ist die Emanzipations- und Liebesgeschichte zum ersten Mal erschienen und zählt zu den wichtigsten Werken afroamerikanischer Literatur.“
Brigitte Woman

Aus dem Englischen von
Hans-Ulrich Möhring

€ 19,90 (D) / E-Book € 12,99

edition fünf

Oscar Roehler setzt dem Regie-Berserker Fassbinder in seinem Film ein Denkmal. Verkörpert wird er von Oliver Masucci. Hier neben Katja Riemann
© Bavaria Filmproduktion

Mir fehlt in diesem Land oft die Luft zum Atmen



Oskar Roehler über seinen Film »Enfant Terrible« und Zustände der deutschen Kinoproduktion.

»Ich werfe keine Bomben, ich mache Filme«, stand auf dem Filmplakat zu Fassbinders Terrorismusgroteske »Die dritte Generation«. Warum sind Sie heute noch Filmemacher, obwohl Sie mehrfach erklärt hatten, dass Ihnen das Schreiben leichter von der Hand geht und Sie das Regieführen künstlerisch nicht mehr so befriedigt wie früher?

Oskar Roehler: Ach, das ist ein Missverständnis. Die kreative Arbeit, sprich das Regieführen beim Film, macht mir immer noch riesigen Spaß. Nur der damit zusammenhängende Markt ist dermaßen kompliziert und frustrierend. Es gibt im Grunde überhaupt keine engagierten Produzenten mehr. Die bekommen alles gesponsert und gehen überhaupt kein Risiko mehr ein. Damit habe ich in den letzten Jahren sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Das ist in meinen Augen ein ziemliches Desaster. Am liebsten bekommen sie heute nur noch einen fertigen Film auf dem Silbertablett serviert. Gegenseitige Wertschätzung? Fehlanzeige. Als Künstler ist das zum Verzweifeln. Brennt in der hiesigen Produzentenszene wirklich gar keiner mehr für waghalsiges Indie-Kino?

Mein Filmemachen hat sehr viel mit Leidenschaft zu tun. Da muss jeder drauf Bock haben: Da mache ich keine Kompromisse. Genau davor haben viele Produzenten unglaublich viel Angst. Die Corona-Folgen sind dafür nur noch ein Brandbeschleuniger. Und so scheuen sie sich vor echter Auseinandersetzung mit Künstlern. Immer mehr Produzenten sind dadurch korrupt und vom bestehenden System vollkommen abhängig. Da wird der letzte Funken Inspiration auch bald weg sein! Spätestens dann, wenn ich und zwei, drei andere Leute nichts mehr machen. Dann gibt es in Deutschland überhaupt keine aufregenden Filme mehr.

Viele Kinoregisseure wandern vermehrt in den Fernseh- und Serienbetrieb ab. Hat der deutsche Kinofilm, der sich etwas traut, bald ausgedient? Fassbinder hätte sich da im Grab umgedreht. Sie selbst hatten schon einmal erklärt, dass Sie sich lieber umbringen würden, als »Tatort« zu drehen. Immer diese dämlichen »Tatorte«! Ich halte das nicht mehr aus. Hören Sie mir bloß damit auf. Das ist doch eine Bankrotterklärung für den deutschen Film. Fassbinder traute sich sein Leben lang deutlich mehr! Der arbeitete mit einer ganz anderen geistigen Freiheit. Deshalb ist er für mich auch das einzige Vorbild. Gleichzeitig war er natürlich ein Kind seiner Zeit: innovative WDR-Redakteure wie Peter Märthesheimer ließen ihm viel Spielraum. Und politisch ließ sich RWF sowieso nirgendwo einordnen: Lustvoll schoss er mit seinen Filmen sozusagen

gegen links und rechts, alt und neu, gegen die CDU wie gegen die SPD. Gleichzeitig tragen vieler seiner kleinen schmutzigen Arbeiten wie »Acht Stunden sind kein Tag«, »Niklashauser Fart« oder »Mutter Küster's Fahrt zum Himmel« immer auch ein Stück Utopie wie Anarchie in sich, was ungemein fasziniert.

Oh ja, das kann man sich überhaupt nicht mehr vorstellen! Fassbinder bekam beispielsweise von Günter Rohrbach für einen Film wie »Martha« schnell mal ein paar hunderttausend Mark in die Hand gedrückt. Und dann hieß es: Los geht's! Wegen der geistigen Idiotie und Mutlosigkeit in unserem System entstehen heute überhaupt keine Filme mehr wie »Faustrecht der Freiheit« oder »Niklashauser Fart«, den ich sehr mag und erst in der Vorbereitung für »Enfant Terrible« zum ersten Mal sah. Parallel dazu ist seit den 1970er Jahren ein riesiger Fernsehmarkt entstanden: allerdings auf einem extrem niedrigen Niveau. Der verhält sich wie eine gigantische Krake, die sämtliche Sendeplätze für ein anderes Kino aufgefressen hat. Zusammen mit der damit einhergehenden Infantilisierung kannst du darin überhaupt keinen anspruchsvollen Fernsehfilm mehr drehen.

Wie ließe sich da der Zügel noch einmal herumreißen? Der deutsche Kinofilm spielt doch international überhaupt keine Rolle mehr. Immerhin wäre Ihr »Enfant Terrible« in der offiziellen Auswahl von Cannes gelaufen.

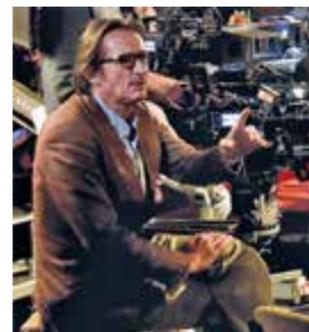
Ja, das haben wenigstens viele mitbekommen. Auch einige Produzenten in Frankreich. Und darüber freue ich mich natürlich. Aber das schlimmste in dieser Branche ist, dass du mit originären Ideen überhaupt nicht mehr durchkommst. Verrücktes, Spontanes, Originelles kann da seit 20 Jahren nicht mehr entstehen, weil die anderen zu blöd sind, um es überhaupt zu kapieren. Da brauchst du immer einen Aufhänger wie »Bombenhagel auf Dresden« oder so etwas, was ich total widerlich finde. Hier hat flächendeckend eine Gleichschaltung stattgefunden und zwar auf niedrigstem Niveau, was sich vom Unterhaltungslevel des Fünfziger-Jahre-Kinos gar nicht so viel unterscheidet: Die Witze sind flach, die Handlung ist dämlich. Und viele Zuschauer gehen da aus Bequemlichkeit auch noch mit. Das ist der vollkommene Ausverkauf geistiger Kultur und bedeutet künstlerisch eine Totalpleite!

Hätte denn Fassbinder in Zeiten aktueller #MeToo-Debatten überhaupt so arbeiten können?

Nein, bestimmt nicht. Bei uns kann allerdings unter diesen Produktionsbedingungen überhaupt nichts Gescheites mehr ent-

stehen. Ich bin da sehr pessimistisch und sehe nirgendwo Besserungen. Diesem geistig unterentwickelten Klima muss man im Grunde entfliehen. Ganz schlimm ist es auch, wenn in irgendwelchen Fernsehsendern plötzlich so »demokratische Entscheidungen« getroffen werden, dass jetzt alle Gender-, Hautfarben- und Frauenquoten differenziert zusammensitzen müssen. Rein ideologisch sozusagen und nicht mehr künstlerisch. Dieses kreative Dilemma hat für mich die Kabarettistin Lisa Eckhart in letzter Zeit wunderbar auf den Punkt gebracht. Muss radikale Kunst immer zündeln? Und wie weh sollen Filme tun? Fassbinder war dafür ein Paradebeispiel. Auch Sie haben zuletzt für Ihre Kunst viel Gegenwind geerntet. Ich provozier ganz gern. Sonst rührt sich nämlich nichts« und »Ich gehör' niemandem«, heißt es dazu paradigmatisch in »Enfant Terrible«.

Die Political Correctness darf sicher nicht der Maßstab sein, um Kunst zu machen. Aber das geht hier sowieso nirgendwo mehr durch. Für mich ist das wie Zensur. Das habe ich bei meinen letzten Filmfiguren erfahren, die sich antifeministisch äußerten oder auf Sexualpraktiken stehen, die eben nicht den Mainstream widerspiegeln, weil sie exzentrischer sind. Ein alter weißer Mann etwa, der sich als Filmfigur sarkastisch oder kontrovers zu der ganzen Scheiße um ihn herum äußert, ist nirgendwo mehr denkbar. So einen Film wirst du in Deutschland nie mehr im Fernsehen oder im Kino sehen. Denn die Zensur lehnt ihn ab. In Fassbinders Zeiten war einfach der Raum für Kunst und freie Ideen so unermesslich viel größer. Und deshalb fühle ich mich in meinem freien anarchischen Denken auch so extrem eingeschnürt: Da fehlt mir in diesem Land oft die Luft zum Atmen. ||



INTERVIEW:
SIMON HAUCK

ENFANT TERRIBLE

Deutschland 2020 | Regie:
Oskar Roehler | Mit: Oliver
Masucci, Hary Prinz, Katja
Riemann | 134 Minuten
Kinostart: 1. Oktober

Oskar Roehler am Set von »Enfant Terrible« | © Bavaria Filmproduktion



Anrührend, doch niemals gefühlsduselig: Lars Eidinger in »Schwesterlein« | © Vega+Film

Komm, stirb mit mir

Nina Hoss und Lars Eidinger brillieren im Lebens- und Familiendrama »Schwesterlein«.

SIMON HAUCK

»Wir spielen Hamlet! Ich bin bereit.« Lars Eidinger alias Sven (oder umgekehrt?) tritt plötzlich während einer Umbesetzungsprobe zu Thomas Ostermeiers berühmter »Hamlet«-Inszenierung aus dem Hintergrund der (realen wie Film-) Bühne. Obwohl er bereits mit grellen Perücken unterwegs ist, die seine schwere Leukämieerkrankung wenigstens optisch kaschieren sollen, will es der Starschauspieler der nicht minder berühmten Berliner Bühneninstitution in Stéphanie Chuats und Véronique Reymonds »Berlinale«-Erfolg noch einmal wissen. Womöglich ein allerletztes Mal, denn weder neue Behandlungsmethoden noch klassische Knochenmarkstransplantationen zeigten bisher Erfolg. Die Ärzte haben ihn medizinisch betrachtet noch nicht vollends aufgegeben, aber eine Rettung vor dem Unvermeidlichen scheint stetig unwahrscheinlicher zu werden: Svens Lebensuhr tickt herunter. Täglich schneller, während er sich physisch immer elender fühlt und sich häufig erbricht. Svens einzig verbliebener Lichtblick, der mittlerweile ohne Mann lebt und fortan nicht mehr besetzt werden soll, ist dessen Zwillingsschwester Lisa (Nina Hoss). Mit ihr ist er sowohl menschlich wie künstlerisch geradezu symbiotisch verwachsen. Und obwohl sie parallel zu Svens einschneidender Diagnose inzwischen als Theaterautorin verstummt ist und sich zunehmend in einer familieninternen Midlife-Crisis befindet, hatten beide zusammen kurz zuvor noch phänomenale Bühnenerfolge gefeiert. Beide Male unter anderem an der Schaubühne Berlin, deren realer Leitungskopf Thomas Ostermeier plötzlich selbst mehrfach in »Schwesterlein« in Erscheinung tritt: als regieführender Schauspieler wohlgermerkt, was die Meta-Ebene in Chuats und Reymonds

berührendem Totengesang im Angesicht des vibrierenden Theaterlebens sowie des gleichzeitig verglühenden realen Lebens nicht nur für theateraffine Zuschauer in Deutschland zusätzlich außerordentlich reizvoll macht. Für dieses anrührende, keinesfalls gefühlsduselige Lebens- und Geschwisterdrama mit tödlichem Ausgang haben die beiden Schweizerinnen, die selbst Schauspielerinnen sind und seit langem als Kreativduo zusammenarbeiten, ein ausgezeichnetes Schauspielquartett vereint. Denn neben dem furiosen Eidinger und einer noch glänzenderen Nina Hoss, die sich beide seit ihrer gemeinsamen Zeit an der Ernst-Busch-Schauspielschule kennen und für die dieser Filmstoff vom Autorinnenduo explizit geschrieben wurde, überzeugen auch die ehemalige Al-Pacino-Muse Marthe Keller (»Der Marathon-Mann«) und der dänische Serienexport Jens Albinus (»Der Adler«/»Borgen«) in den Nebenrollen. Erzählt als Erwachsenenfabel zwischen Kreativdasein und den Zynismen des Neoliberalismus punktet »Schwesterlein«, den die Schweiz ins »Oscar«-Rennen für den besten fremdsprachigen Film schickt, sowohl als gekonntes Seelendrama wie als metatextuelles Kunstmärchen zwischen der kalten Kunstmetropole Berlin und den überbordenden Schweizer Bergpanoramen. Sozusagen aus dem Schatten ins Licht: nur ein Zurück, das gibt es nicht. ||

SCHWESTERLEIN

Schweiz 2020 | Regie: Véronique Reymond, Stéphanie Chuat
Mit: Nina Hoss, Lars Eidinger u. a. | 101 Minuten | **Kinostart:**
29. Oktober

Die Tragik des Subtilen

Mehr als ein Jugenddrama oder ein Problemfilm über Abtreibung: Eliza Hittmans »Niemand Selten Manchmal Immer« ist ein Meisterwerk, das erfolgreich Emotionen mit minimalen Mitteln zeigt.



Eindringliche Performance jenseits der Theatralik: Sidney Flanigan in »Niemand Selten Manchmal Immer« | © 2020 Focus Features

MATTHIAS PFEIFFER

Immer wieder diese Momente, bei denen der Atem stockt – obwohl doch nicht viel passiert. Auf den ersten Blick zumindest. Unter der Oberfläche von Eliza Hittmans »Niemand Selten Manchmal Immer« brodelt es gewaltig. Und dann explodiert es mit einer Druckwelle, die das Publikum fortreibt. Man kann über diesen Film, der so wenige Worte braucht, so viel sagen: Es geht schon in den ersten Minuten los, die eine Talentshow an einer Highschool zeigen. Die Kandidaten ergehen sich in Retro-Performances, möglichst viel Maskerade und gute alte Zeit. Dazwischen die 17-jährige Autumn (Sidney Flanigan), die mit einem Blick schon die ganze Leere zeigt, die sie durchdringt. Unverständnis von Seiten der Mutter, offene Verachtung vom Vater, ein dröger Kassenjob, inklusive aufdringlichem Chef – selten wirkte das ländliche Pennsylvania so trostlos.

Es klingt paradox, aber die Kälte und Distanz, die Hittmans Bilder innehaben, und ihr zurückhaltender Stil machen »Niemand Selten Manchmal Immer« zu einem Film, in den man sich umso intensiver einfühlen kann. Sentimentalität und Theatralik fehlen hier völlig. So ist auch der ausschlaggebende Wendepunkt in diesem Film keiner, der mit großen Gesten kommt, sondern mit der stillen Grausamkeit, mit der Krisen in den Alltag einbrechen: Autumn findet heraus, dass sie schwanger ist. Das ganze Gefühl der Verlorenheit verdichtet sich in diesem Punkt. Eine Abtreibung ist ihr einziger Ausweg. Von der Familie hat sie keine Hilfe zu erwarten, genauso wenig wie von den Ärztinnen, die lieber mit Phrasen und Propagandafilmen aufwarten. Hinzu kommen die restriktiven Gesetze ihres Bundesstaates. Einzig in ihrer Cousine Skyler (Talia Ryder) findet sie Unterstützung. Und so geht es mit dem Bus nach New York, wo sie ihre Entscheidung verwirklichen kann.

Im Verlauf der Handlung ändert die Regisseurin nichts an ihrer Erzählweise. Die Umgebung bleibt kalt und die Gespräche karg. Doch überträgt der Film so viel: Es genügt auch hier nur eine Großaufnahme von Autumn, um den ganzen inneren Konflikt nach außen zu tragen. Keine Thesen über Richtig und Falsch, keine moralischen Monologe, sondern nur der Blick einer jungen Frau in der Krise. Hinzu kommt New York, wo zwar mehr Leben herrscht, das Individuum jedoch noch viel verloren ist als in der ländlichen Heimat. In der Szene, in der Autumn den Fragebogen der Klinik beantworten muss – hieraus stammt auch der Titel des Films – wird der Schmerz so greifbar, dass es schwer auszuhalten ist. Vier Worte klären alles auf, was vorher ungreifbar durch den Raum geisterte. Allein diese Szene rechtfertigt die Auszeichnungen der Berlinale und des Sundance Festivals.

Inhaltlich und stilistisch könnte »Niemand Selten Manchmal Immer« einige Kinobesucher abschrecken. Mit seiner Radikalität ist er jedoch ein Film, der die größtmögliche Aufmerksamkeit verdient hat. Man könnte jetzt noch so viel sagen, aber sinnvoller ist es, die Bilder sprechen zu lassen. ||

NIEMALS SELTEN MANCHMAL IMMER

USA, GB 2020 | Regie: Eliza Hittman | Mit: Sidney Flanigan, Talia Ryder, Théodore Pellerin 102 Minuten | **Kinostart:**
1. Oktober

Anzeigen

FREIHEIT!

f @

SCHAUBURG - THEATER
FÜR JUNGES PUBLIKUM

SPIELZEIT 2020/21

SCHAUBURG.NET

www.hochx.de



Moritz Bleibtreu ist sowohl Regisseur als auch Hauptdarsteller in seinem neuen Film »Cortex«. Er überrascht darin mit einer ganz eigensinnigen Handschrift | © Warner Brothers Germany

»Jeder meiner Filme ist ein Experiment«

Seit Jahrzehnten fasziniert Moritz Bleibtreu das Publikum in Rollen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Jetzt legt der Ausnahme-Schauspieler sein Regie-Debüt vor: »Cortex« erinnert an das Kino von David Lynch und Christopher Nolan, überrascht aber auch mit einer sehr eigenen, ja eigensinnigen Handschrift des Film-Enthusiasten.

Guten Morgen, Herr Bleibtreu, wie haben Sie letzte Nacht geschlafen?

Ich schlafe generell ganz gut. Aber in den letzten zehn Tagen schlafe ich besonders gut, seit die ersten Reaktionen auf meinen Film eingetroffen sind. Und der scheint tatsächlich zu funktionieren. Die Leute mögen den Film. Ich bin ziemlich erstaunt, da ich doch mit mehr Verständnisproblemen gerechnet habe.

Ihr Regiedebüt verlangt dem Zuschauer einiges ab. »Cortex« ist verstörend, rätselhaft und lässt den Betrachter mit vielen Fragen zurück. Wie würden Sie selbst Ihren komplexen Film kurz zusammenfassen?

Es geht um einen Mann, der in einem etwas »lebenslosen« Zustand mit seiner Frau zusammenlebt und den Träume bedrängen, in denen ein anderer Mann vorkommt. Diese Träume finden auf einer Bewusstseinssebene statt, in der Traum und Realität ineinander übergehen und eine fatale Entwicklung in Gang setzen. Mehr kann ich leider nicht verraten, ohne zu spoilern.

Das klingt so, als wäre hier Mitdenken beim Publikum gefragt, gepaart mit der Aufgabe, selbst nach Lösungen zu suchen.

Ganz genau. Das mag für den einen oder anderen Zuschauer zu viel verlangt sein, ist vielleicht auch eine Art von Kino, das viele einfach per se ablehnen. Was ich durchaus verstehen kann. Aber ich liebe nun mal das Kino eines David Lynch oder eines Emir Kusturica, eine Art von Filmemachern, die ich leider so ein bisschen vom Aussterben bedroht sehe. Mich haben schon immer komplexe Geschichten begeistert, die strukturell komplett neue Wege gehen, wie damals »Memento« (Regie: Christopher Nolan, Anm. d. Red.), der sicher eine Initialzündung für mich war.

Wenn man »Cortex« betrachtet, kommen einem Christopher Nolans »Inception« in den Sinn, aber auch Tom Tykwers »Lola rennt«, das Spiel mit den Zeitebenen, Wiederholungen, andere Aspekte, andere Blickwinkel.

Diese ungewöhnliche Perspektivierung, und auch visuell einmal voll auf die Zwölf zu hauen, das war uns ganz wichtig. Unser Ansatz hieß: Wir wollen wirklich Kino machen und große Bilder kreieren, eine Atmosphäre schaffen, die neu ist, die eigen ist, die dich angeht und bewegt.

Wenn wir schon bei Querverweisen sind: Auch an Peter Greenaways »Ein Z und zwei Nullen« denkt man bei Ihrem Film.

Absolut. Es ist schon eigenartig, welche Filme Menschen bei »Cortex« im Kopf haben. Auch wenn mich auf der einen Seite das mit den Vergleichen oft ärgert, so ist es auf der anderen Seite auch wichtig. Denn ein eigener Stil ist ja immer nur die Mischung aus allem, was man bis dahin erlebt hat und was andere einem vorgelebt haben. Und wenn ich die Namen Lynch oder Hitchcock höre, dann freue ich mich natürlich darüber. Denn es gibt nun wirklich schlimmere Vergleiche.

Wieviel Bleibtreu steckt in Ihrem Film? Haben Sie selbst auch schon mit Ihren Träumen experimentiert?

Nein, das gar nicht. Aber einmal grundsätzlich gefragt: Was sind Träume? Träume sind das Ultimative, sie sind das Kino, das wir alle im Kopf haben. Das ist das Kino, das jeder von uns mit sich trägt. Wenn wir einschlafen, dann geht dieser Vorhang auf, der Film fängt an. Und diesen Film hast du

geschrieben und du weißt nicht, warum. Ich finde, Traum ist ein faszinierendes Sujet für Filme, und er funktioniert gleichzeitig auch als Identifikationsbrücke. Denn jeder Mensch ist schon einmal von einem Traum aufgewacht und hat sich danach gedacht: »Hui, das war aber jetzt schon ein bisschen gruselig.« Dabei kann es eben unter Umständen zu Überschneidungen zum echten Leben kommen. Ich denke, das kennt jeder.

Sie zählen fraglos zu den wichtigsten und markantesten Charakterschauspielern, die Deutschland hervorgebracht hat. Hat Ihnen Ihr guter Name bei der Entstehung dieses unkonventionellen Projekts ein bisschen geholfen?

Natürlich. Wenn dieses Drehbuch jemand anderes, etwa ein unbekannter junger Filmhochschüler aus München, auf den Tisch gelegt hätte, hätte man gesagt: Sie können jetzt gerne nach Hause gehen. Das war's. Mein Name hat mir sowohl bei der Finanzierung als auch bei der Besetzung von Cast und Crew geholfen. Es ist ein riesiger Vorteil, wenn ich einen Kameramann wie Thomas Kiennast (setzte u. a. bei »3 Tage in Quiberon« und »Ich war noch niemals in New York« das Licht, Anm. d. Red.) anrufen kann, der mir dann sagt: »Auch wenn es ein bisschen schwierig klingt, aber ich mache das mal.« Oder wenn Nadja Uhl (spielt in »Cortex« die Hauptrolle der Karoline, Anm. d. Red.) mir antwortet: »Auch wenn ich es vielleicht nicht ganz verstanden habe, ich mache trotzdem mit.«

»Cortex« ist ein nahezu gänzlich humorfreier Film. Wollten Sie hier ganz bewusst einen Kontrapunkt zu Ihren vielen großartigen komödiantischen Rollen, zum Beispiel aus »Stadtgespräch«, »Knockin' on Heaven's Door« oder »Lammbock« setzen?

Nein, gar nicht. Es kann sein, dass ich mich mal an eine Komödie traue. Aber dann wird das ein komplexeres Ding und sicherlich eine Tragikomödie. Außerdem sind die Stoffe, die mir zum Spielen unheimlich Spaß bereiten, nicht notwendigerweise die, die ich selbst schreiben würde oder sehen möchte. Denn meine Kindheit und Jugend waren geprägt vom New Hollywood. Und dank des Einflusses meiner Mutter (der legendären Schauspielerin Monica Bleibtreu, Anm. Red.) habe ich schon als Zwölfjähriger die Filme von Truffaut, dem italienischen Neorealismus, aber auch von Cassavetes in mich aufgesogen. Ich bin also dem Drama und dem Thriller schon sehr zugetan. Das sind die Genres, in denen ich mich als Erzähler sehr wohl fühle.

Sie haben vor knapp 20 Jahren in dem packenden Psychothriller »Das Experiment« die Hauptrolle gespielt. Würden Sie auch Ihren Regie-Erstling als solches bezeichnen?

Auf jeden Fall. Meines Erachtens gibt es keinen Arthouse-Film, der nicht als cineastisches Experiment bezeichnet werden kann. Und auf die eine oder andere Art sind alle meine Filme Experimente gewesen. Gerade Stoffe, bei denen ich mir nicht sicher war, ob der Zuschauer mit mir gehen und inhaltlich bei mir bleiben wird, haben mich immer besonders gereizt. Aber wenn ich mir schon beim Lesen zu sicher war, wie sich etwas entwickelt oder wie sich das für mich anfühlt, habe ich das Projekt in der Regel abgelehnt.

Sie haben Ihren Film »Cortex« genannt, was so viel wie Großhirnrinde bedeutet. Was genau passiert da in diesem Teil unseres Gehirns?

Wenn das alle so genau wüssten! (lacht) Zunächst einmal ist es für alle unsere Sinneseindrücke verantwortlich. Auch für dein so genanntes Kopfkino. Und das ist bei allen Menschen wahnsinnig unterschiedlich. So gibt es beispielsweise diejenigen, die in Bildern denken, und andere wiederum, die in Sprache denken. Letztendlich ist Cortex ein knalliger Titel, der für mich umschreibt, was für ein Wunder das menschliche Gehirn ist und zu was es alles im Stande ist.

Was wünschen Sie sich für Ihren Film?

Dass man mich als Filmemacher weiter machen lässt. Mehr ist es eigentlich nicht. Ich wünsche mir nur, dass man sagt: Das Kino von Moritz Bleibtreu, das kann interessant sein. Lasst ihn mal machen. Wenn das passiert, dann bin ich glücklich. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

CORTEX

Deutschland 2020 | Buch, Produktion & Regie: Moritz Bleibtreu
Mit: Moritz Bleibtreu, Jannis Niewöhner, Nadja Uhl
96 Minuten | Kinostart: 22. Oktober

Anzeige

von Pascal Rambert

ENDE EINER LIEBE



Metropol

metropoltheater.com



Viktoria Miroshnichenko in »Bohnenstange« | © eksystem filmverleih



Bill Murray und Rashida Jones in »On the Rocks« | © Apple TV+



Louise Labèque und Wislenda Louimat in »Zombi Child« | © Grandfilm

Liebes-, Lebens- und Zombie-Leid

Nach den coronabedingten Schließungen kommen wieder mehr und mehr Filme ins Kino. Filmfans hoffen, dass das so bleibt. Unsere Film-Highlights im Oktober.

SIMON HAUCK

Leningrad 1945: ein unwirtlicher Ort ohne Zeit und voller Entbehrungen. Der Horror des Zweiten Weltkriegs hat sich tief in die ausgebleichten Gesichter der Überlebenden eingefressen. Obwohl die faschistische Belagerung vorüber ist, mangelt es spürbar an allen Ecken: erst recht in der trostlosen Existenz vieler Kriegsverwehrter, um die sich die hagerhochgewachsene Iya beherzt kümmert. Viktoria Miroshnichenkos fragiles, jederzeit berührendes Spiel verleiht jener unvergesslichen Leinwandfigur eine geradezu magische Präsenz. Als namensgebende »Bohnenstange« trägt sie zusammen mit ihrer Leidens- und heimlichen Liebespartnerin Masha (nicht minder virtuos: Vasilisa Perelygina) Kantemir Balagovs zweite Regiearbeit, die einer regelrechten Wunderkammer gleicht und zugleich die große Tradition des (Post-)Sowjetkinos im Geiste Tarkowskij fortführt. Es überrascht keineswegs, dass der 1991 geborene Überflieger des russischen Films bei Alexander Sokorow studierte: Mittels typenhafter Visagen, aufregender Nachwuchsdarsteller, exaltierter Cadrage sowie eines berausenden Komple-

mentärfilmlooks in Grün, Rot, Braun und Gelb ist ihm mit »Bohnenstange«, der in der Originalsprache »Lulatsch« heißt und in Cannes hymnisch prämiert wurde, ein sicherer Kandidat für den Film des Jahres gelungen. Mit einzelnen Dialogen (»Woher soll Pashka denn Hunde kennen? Die wurden doch alle gegessen«) und beklemmenden Körperklängen, die von Stöhnen über Hüsteln bis Röcheln reichen, ist ihm ein formal-ästhetisch herausragendes Meisterwerk über Körper, Kinder, Katastrophen und Kriegstraumata geglückt. Oder um es in Balagovs genialisch-reduzierten wie zauberhaft-kryptischen Leinwandzeilen auszudrücken: Dieser Film bringt unsere »Seele zum Blühen«. In unmenschlichen Zeiten wie diesen ist das genau das richtige Wundermittel: Heilung inklusive. ||

BOHNENSTANGE

Russland 2020 | Regie: Kantemir Balagov
Mit: Viktoria Miroshnichenko, Vasilisa Perelygina, Andrey Bykov | 137 Minuten
Kinostart: 22. Oktober

SOFIA GLASL

Als wäre es gestern gewesen und nicht schon vor 17 Jahren, nehmen Sofia Coppola und Bill Murray den Erzählfaden aus dem umwerfend wehmütigen »Lost in Translation« wieder auf. Aus Tokio ist New York geworden, die Familien sind immer noch dysfunktional, die Seelen einsam – und doch ist »On The Rocks« kein Abklatsch seines Vorgängers. Vielmehr eine Variation, in der die Melancholie von leiser Ironie und die trauntänzerische Schwärmerei von Wohlwollen abgelöst wird. Aus dem abgehalfterten Schauspieler ist der abgehalfterte Kunsthändler Felix geworden, und der drängt seine Tochter Laura in eine gemeinsame Detektivaktion gegen ihren Ehemann Dean. Der müsse fremdgehen, er sei wie der notorisch untreue Felix selbst ja auch nur ein Mann – die Triebe und so. An der Oberfläche plätschert dieser Film wie eine leichte Beziehungskomödie dahin und doch macht er an den entscheidenden Stellen stutzig. Das ist vor allem Rashida Jones zu verdanken, deren Laura im Hier und Jetzt lebt – einer Welt mit #metoo, klischeebeladenen Komödien à la »Bad Moms« und Helikoptereltern. In dieser Welt löst Felix' Auftreten als ältlicher Don Juan gequältes Lächeln aus und seine Fürsorge wirkt bisweilen distanzlos. Doch Bill Murray spielt diesen rückwärtsgewandten Typus selbstvergessen und verleiht ihm damit eine Liebenswürdigkeit und einen nonchalanten Schabernack. Sofia Coppola fasst das in ein so leichtfüßig durch New York tanzendes Drehbuch, dass man sie gar nicht vermisst, die neurotischen Männerfiguren mit Mutterkomplex, die sich schon so oft durch diese Filmstadt jammerten. Denn hier würden sie als das enttarnt, was sie eigentlich sind – in die Jahre gekommene Witzfiguren. ||

ON THE ROCKS

USA 2020 | Drehbuch und Regie: Sofia Coppola
Mit: Bill Murray, Rashida Jones, Marlon Wayans
96 Minuten | **Kinostart: 2. Oktober, ab 23. Oktober auf Apple+ zu sehen.**

SIMON HAUCK

Fanny (Louise Labèque) ist jung, hübsch und eine privilegierte Eilevin aus der französischen Oberschicht. Schließlich besucht sie die katholische »Maison d'éducation de la légion d'honneur«, eine pikfeine Eliteschule in Saint Denis. Alles ist hier auf Ernst, Effizienz und Erfolg gepolt, bis eine neue Schülerin in die Klasse kommt: Mélissa (Wislanda Louimat), deren Familie aus Haiti stammt. Als sonderbare Mädchenclique mit einem Faible für Initiationsriten und Hochliteratur beginnen die stets in Schuluniform und mit Smartphones agierenden Kameradinnen mit nächtlichen Voodoo-Sessions: immer an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod, Geschichte und deren Reflexion. Als Fannys Boyfriend per SMS Schluss macht, bezirzt sie Mélissas Tante und bittet sie um magische Unterstützung ... In der Filmgeschichte wird der Zombiefilm gerne als scharfe Kapitalismus- und Konsumentenkritik interpretiert und seine Genregeschichte ist dementsprechend lang. Frankreichs Regie-Zauberer Bertrand Bonello (»Nocturama«) sagt selbst, dass sein schnell gedrehter, günstig produzierter »Zombi Child« im Grunde »eine Art von Hybrid« sei. Und das sieht man diesem seltsam leblos inszenierten Filmtorso auch an, dem lediglich in den letzten 20 Minuten deutlich mehr Leben eingehaucht wird. Im entfernten Geiste Tourneurs (»I Walked with a Zombie«), Beaudines (»Voodoo Man«) und Romeros (»Night of the Living Dead«) hangelt sich Bonello durch erratische Metadiskurse und eine postkoloniale Coming-of-Age-Story. Was bleibt ist eine exzentrische Beerdigungsszene, aber der Rest schmeckt nicht selten wie ein transformativer Voodoo-Cocktail: intellektuell fordernd, aber körperlich schwer verdaulich. ||

ZOMBI CHILD

Regie: Bertrand Bonello Mit: Louise Labèque, Wislanda Louimat, Adilé David | 103 Minuten
Kinostart: 8. Oktober

Anzeige

Theater

22. Oktober 20 Uhr
Breakin' Mozart Klassik meets Breakdance
DDC Entertainment - Cross-Over-Tanzshow

10. November 20 Uhr
Das Licht (Torgny Lindgren)
Württembergische Landesbühne Esslingen

Klassik

15. Oktober 20 Uhr
Dorothee Mields (Sopran), G.A.P. Ensemble
J.S. Bach, Schostakowitsch

26. November 20 Uhr
Penderecki Piano Trio

Jazz

13. Oktober 20 Uhr
Frau Contra Bass (Voice and Bass)

23. November 20 Uhr
Pablo Held Trio feat. Nelson Veras

Foto: WLB Esslingen: Ursula Berlinghoff in: Der Hals der Giraffe, 03. Februar 2021, 20 Uhr

BÜRGERHAUS PULLACH

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
T 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de



Eliza Scanlen in »Milla Meets Moses« | © Lisa Tomasetti

SOFIA GLASL

Eine Streicher-Version des Stranglers-Hits »Golden Brown« schwebt wie ein flirrender Nebel durch das australische Coming-of-Age-Drama »Milla Meets Moses«. Moses wirkt auf Milla wie die im Song besungene Droge, das ist von dem Moment an klar, in dem die beiden einander auf einem Bahnsteig zum ersten Mal sehen. Für die 16-jährige Schülerin verkörpert der chaotisch-charmante Miltzwanziger jene Freiheit, nach der sie sich sehnt – Milla hat Krebs und muss eine weitere Runde Chemo durchmachen. Dass Moses viel älter als sie selbst ist und ein Junkie, stört sie nicht, ganz im Gegenteil. Dass er die Antidepressiva ihrer Mutter stiehlt – egal. Kopfüber stürzt sie sich in die neuen Gefühle, um zumindest kurz aus der immer kleiner werdenden Welt zwischen Elternhaus und Hospital zu fliehen.

Filmemacherin Shannon Murphy und ihre Drehbuchautorin Rita Kalnejais folgen auf den ersten Blick einer in den letzten Jahren beliebten Dramaturgie: todkranker Teenie will noch die erste Liebe erleben, bevor es zu spät ist. Das riecht nach rührseliger Schnulze, doch schafft es »Milla Meets Moses«, nahezu allen emotionalen Klischees zu entgehen. Alle Figuren schweben für sich zwischen Verletzlichkeit und Selbstbeherrschung und suchen nach eigenen Bewältigungsstrategien. Die sind nicht selten an legale oder illegale Drogen gekoppelt: Als Moses das erste Mal zum Abendessen in der schneien Familienvilla zu Gast ist, kann ihre von Tranquilizern benebelte Mutter die Absurdität, dass ein Junkie mit am Tisch sitzt, nur noch mit einem unkontrollierten Lachanfall greifen. Murphy, das wird schnell klar, schlachtet ihre Figuren nicht aus, sondern ihr Gespür für zwischenmenschliche Verlegenheiten und Sprachlosigkeit macht den Film zu einem beinahe anarchischen Statement für das selbstbewusste Akzeptieren des eigenen Gefühlschaos. ||

MILLA MEETS MOSES

Australien 2019 | Regie: Shannon Murphy
Drehbuch: Rita Kalnejais nach ihrem eigenen Theaterstück | Mit: Eliza Scanlen, Toby Wallace, Ben Mendelsohn, Essie Davis | 118 Minuten
Kinostart: 8. Oktober

Beinahe 20 Jahre lang kämpfte der Anwalt Bob Bilott gegen den Chemie-Giganten DuPont. Dieser hatte in West Virginia toxische Abwässer aus der Produktion von Teflon ins Trinkwasser geleitet, damit eine ganze Kleinstadt vergiftet und alles dafür getan, die Schweinerei zu vertuschen. Der amerikanische Filme-

macher Todd Haynes hat aus diesem Mammutprozess nun einen Film gemacht und eigentlich spricht alles dagegen, dass »Vergiftete Wahrheit« funktioniert: Zwei Stunden lang wühlt Mark Ruffalo sich als Bob Bilott durch Aktenberge, telefoniert, schaut verendete Kühe an, alles mit bläulich-deprimierendem Filter belegt. Ein im wahrsten Sinne des Wortes verfilmter Zeitungsartikel und doch starrt man die gesamte Zeit gebannt auf die Leinwand – ungläubig, wie ein Unternehmen über Jahrzehnte hinweg Profit über Menschenleben stellen konnte, ohne dafür belangt zu werden. Das liegt vor allem an den mitfühlenden, aber nie gefühligen Auftritten der Darsteller, allen voran Mark Ruffalo, der Bilotts bedächtigen Starsinn mit nur kleinen Gesten und minimalem Minenspiel eine Philantropie verleiht, die selten ist im Kino. Der Staatsanwalt Harry Deitzler, gespielt von Bill Pullman, sagt einmal, es sei seine Aufgabe, den Geschworenen das menschliche Drama hinter dem Fall zu vermitteln und zu zeigen, dass es auch ihnen selbst so ergehen könne – und genau das gelingt Todd Haynes mit diesem unscheinbaren, aber in seinem Aktivismus präzisen und bemerkenswerten Film. || sg

VERGIFTETE WAHRHEIT

USA 2019 | Regie: Todd Haynes | Mit: Mark Ruffalo, Anne Hathaway, Tim Robbins, Bill Pullman 128 Minuten | **Kinostart: 8. Oktober**

In seltenen Momenten produziert das Kino Regenbögen und Seifenblasen und gibt doch etwas von jener Realität preis, die es so wohligh umwölkt. Eine solch traumwandlerische Wahrheitigkeit stellt sich beim Sehen von Miranda

Julys neuem Film »Kajillionaire« ein, ihrem ersten seit neun Jahren. Der absurd-hyperbolische Titel wird lächerlich und rührend zugleich, sobald man die Familie sieht, um die es hier geht: Die Dynes wohnen im Hinterzimmer einer Seifenblasenfabrik und ergaunern sich ihren Unterhalt mit Lebensmittelcoupons und dem Umtausch von Billigprodukten. In einem täglichen Ritual schleicht sich die erwachsene Tochter mit dem aberwitzigen Namen Old Dolio wie eine biegsame Comicfigur an eine Postfiliale an, um dort Pakete zu stehlen – immer in der Hoffnung auf einen großen Fang, der die Familie von Trickbetrügern zu Quadrillionären macht. Die Eltern halten sie wie einen dressierten Hund, Zuneigung und Fürsorge sind gänzlich von ihrer Mission zersetzt. Evan Rachel Wood ist in dieser Rolle so überraschend gegen den Typus besetzt, dass man den eigenen Sinnen kaum trauen mag – nicht nur wegen der strähnig herabhängenden Haare und dem schlapperigen Retro-Outfit, in dem sie am liebsten verschwinden würde. Vor allem ihre brummelnde Stimmlage macht diese junge Frau zu einer emotionalen weißen Wand, die erst beim zufälligen Aufeinandertreffen mit der vor Lebensfreude blubbernden Melanie Zutrauen findet. In einem späten und beinahe kosmischen Coming-of-Age-Moment blitzt in Old Dolio ein erstes Gefühl für einen eigenen Willen auf und macht »Kajillionaire« zu einer greifbar schrulligen und deshalb so herzerreißenden Parabel darüber, wer und was Familie sein kann, wenn man sich selbst akzeptiert. || sg

KAJILLIONAIRE

USA 2020 | Drehbuch und Regie: Miranda July
Mit: Evan Rachel Wood, Gina Rodriguez, Richard Jenkins, Debra Winger | **Kinostart: 22. Oktober**

Anzeigen

**RODEO 2020
BAUSTELLE
UTOPIA**

DAS MÜNCHNER TANZ- UND THEATERFESTIVAL
EINE INITIATIVE DER LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN

**17. OKTOBER 2020
BIS
1. NOVEMBER 2020**

WWW.RODEOMUENCHEN.DE

Landeshauptstadt München Kulturreferat
FESTIVAL PROGRAMM
INFO@RODEOMUENCHEN.DE

**GRETES
TRAUM**

VON HEIKO DIETZ

Kollektion 114 Eika Moment...

URAUFFÜHRUNG

18. OKTOBER 2020

WWW.UNDSOFORT.DE

theater ... **UND SO FORT**
EIN THEATER FÜR DIE STADT MÜNCHEN



Die Sehnsucht nach dem Weißraum

ANJA WESNER

Montag nach Redaktionsschluss: Wir suchen Texte. Wir wissen schon, wo. Manche Redakteure geben erst ab, wenn man nachdrücklich darum bittet; andere werden tatsächlich erst nach der Endkorrektur fertig. Wir wurden angeheuert zum Layouten, um die Zeitung schön zu machen. Vor zehn Jahren war das, Christiane hatte mich am Haidhauser Hinterhofflohmarkt überrumpelt. Über Nacht war ein Grafikteam zusammengesucht und ein schickes Layout nach unseren Vorstellungen gebastelt. Seitdem spielen wir mit der Redaktion Tauziehen über Textlängen, Bildgrößen und Weißraum. Das »Münchner Feuilleton« soll besonders auffallend, attraktiv, gut lesbar, modern, verkäuflich sein ... aha ... und wie soll das gehen? Wir haben zu lange Texte, wenn sie dann gefunden wurden; zu viele Anzeigen, wenn sie dann eintrudeln; zu dunkle Bilder, wenn sie umsonst zu haben sind.

Das machen wir ein Jahr lang mit, dachte ich. Wir sind immer noch dabei. Und es ist: herrlich! Wir lieben sie genau so, unsere Redakteure, den Zeitdruck, das Chaos. Derweil schaffen wir uns gestalterische Freiheiten – ausgerechnet im Zeitungslayout! Wo würden wir das sonst so

kriegen? In Haidhauser Cafés konferieren wir über Schriftgrößen, Titelgrafiken, Umweltdruckereien, skurrile Redakteure. Und träumen immer noch davon, dass wir uns eines Tages genüsslich rächen und unseren großen Coup landen: eine Ausgabe nur mit Blindtext und ganz viel Weißraum drumherum. ||

Anja Wesner ist – unausgesprochen – Kopf des Grafikteams, dem seit Jahren Uta Pihan, Monika Huber, Sylvie Bohnet, Jürgen Katzenberger, Susanne Gumprich und seit ein paar Monaten Cathrin Huber angehören. Ohne diese kreativen, unfassbar geduldigen und leidensfähigen Künstler*innen sähe das »Münchner Feuilleton« nicht so gut aus. Genannt sei auch Agnes Diehr, die mit vielen tollen Ideen die ersten Jahre mit im Team war. Zum ersten Geburtstag entwarf sie für den Titel eine Torte aus Farbschichten. Diese Streifen aus dem MF-Farbpool nimmt die Grafik in dieser Ausgabe auf. || cp



Dorothea Reese-Heim: »Versiegelte Schriften, Büchersafe 1 und 2« | 2019 | Paraffin, Papier, je 29 x 20 x 4,5 cm | © Dorothea Reese-Heim, Katholische Akademie

Plexiglas und Paraffin

Die Katholische Akademie in Bayern zeigt eine vielfältige Werkschau der unkonventionellen Künstlerin Dorothea Reese-Heim.

JOACHIM GOETZ

Was fällt ihr wohl als Nächstes ein, der Dorothea Reese-Heim? In ihrer Ausstellung in der Katholischen Akademie in der Münchner Mandlstraße fragt man sich jedenfalls zuerst einmal: Stellt da wirklich nur eine einzige Künstlerin aus? Die verwendeten Werkstoffe sind zwar einfach, aber richtig unterschiedlich. Sie reichen vom japanischen Kozo-Papier, hergestellt aus der inneren Rinde des Papiermaulbeerbaums, bis zum schönen Acrylglas oder technischen Geweben. Und auch die reiche formale Vielfalt weist auf keinerlei Berührungsgänge hin. Riesige raumgreifende fragile Wandobjekte wechseln sich mit dramatischen Zeichnungen ab. Glasbilder, feste und transparente Plastiken, flüchtig wirkende Deckenskulpturen oder Videoarbeiten gehören auch zum präsentierten Œuvre.

Was treibt die 1943 in Sindelfingen geborene Münchner Künstlerin, die lange Jahre (1983–2009) an der Universität Paderborn das Fach Textilgestaltung lehrte, an? Sicher ist: Reese-Heim experimentiert fürs Leben gern – und schätzt wohl eher die Abwechslung als die Routine. Das zeigt auch eine ihrer letzten Arbeiten, die der Ausstellung den Titel »An der Grenze zum Schatten« lieh. In der lapidaren Installation verband sie ausgeschnittene, in Form gebrachte Acrylglasplatten, PVC-Schläuche und Leuchtpigment. Dramatische Lichteffekte, scheinbar schwebende Scheiben und von selbst stehende Schläuche sind die künstlerische Folge. Besonders in der Dämmerung und in der Dunkelheit wirkt diese Kreation wie nicht von dieser Welt. Die Arbeit leuchtet – ohne energieverschwendende technische Apparaturen.

Beeindruckt hat das auch die Jury beim Wettbewerb für die »Kunst am Bau« an den Fluggastbrücken der geplanten Erweiterung des Terminals 1 am Münchner Flughafen. Dort soll Reese-Heim ihre luftig-transparenten luminiszierenden Objekte an den Fluggastbrücken installieren. Einige der Titel lassen erahnen, wohin die Reise gehen soll: »Kometenschweif«, »Sonnenscheiben«, »Asteroiden«. Die derzeitige Konstruktionsweise funktioniert am Flughafen aufgrund der anderen Größen-

verhältnisse und Brandschutzbestimmungen allerdings nicht. Die Scheiben müssen aus Glas gefertigt werden, wodurch sie deutlich schwerer werden. Die Fertigstellung war – vor Corona – übrigens für Ende 2022 geplant.

In ihrem kymatischen Klangobjekt »Klangrosette« beschäftigt sich Reese-Heim mit dem chaostheoretischen Prinzip der unähnlichen Ähnlichkeit. Nicht so kompliziert, wie's klingt. Schwingungsmuster einer gespielten Komposition (in diesem Fall von Michael Grill) werden in Bilder umgemünzt. Die Amplituden der Musik überträgt ein Lautsprecher auf eine mit Farbpigment, Blütenstaub und Lycopodiumpulver bestäubte Membran. Das entstehende vibrierende Muster zeichnet eine Videokamera auf. Erstaufführung war 2001. Was die Künstlerin inspirierte: Die mit kleinen bunten Glasflächen ausgefachte dekorative Rosette galt in den mittelalterlichen Kathedralen als höchster Ausdruck der Überwindung der Erdschwere, da sie sich mit ihrer dynamischen Bewegung dem Versperren und Beharrenden, den harten Umrissen und dem Statischen entgegengesetzt – so jedenfalls formulierte das Rainer Volp 1966.

Präzise Drehungen – und zwar ihrer eigenen Arme – nutzte Reese-Heim bei der »Serie der Handlinien«. Mit Graphitstiften oder Kreide zwischen den Fingern schuf sie so teils mehr als drei Quadratmeter große Papierarbeiten wie »Doppelrotation Nr.2« (2010). Bei den schon etwas älteren »Säulen« oder »Präparaten« von 1996/97 – auch diese monumental, zart, fragil – schöpfte die Künstlerin das Papier selber und kreierte mit Flechtschnur, Schweißdraht und runden, nicht ganz geschlossenen Federstahlringen archaisch anmutende Objekte, die an rätselhaftes Papyri oder andere archäologische Fundstücke aus lang vergangenen Zeiten erinnern. Selbst Paraffin oder Glasfarbe nimmt sie her: In der Reihe »Versiegelte Schriften« wurden 2019 Papiere, Abreibebuchstaben, ganze Bücher in Paraffin gegossen. Das konserviert, macht aber unbenutzbar. Im TIM in Augsburg zeigte sie 2012 auch »Unnütze Bücher« dieser Art. Nun ordnete sie diversen Formspielen passende

humorige Wortspiele zu: »Geflügelte Worte«, »Büchersafe«, »Schattenboxen«.

Im Münchner Petuelpark fotografierte Reese-Heim 2018 Birkenstämme und -kronen, um die kontrastreichen Vorlagen anschließend in Hinterglasbilder zu transformieren, die nach Art von Aquarellen fabriziert wurden. »Tektonische Überzeichnungen« nennt sie die raffinierten, hochkompliziert hergestellten schwarz-weißen Schöpfungen, die einzig und nicht wiederholbar sind. Zwischen Glas und Papier verblieb eine sehr dünne wasserführende Schicht, so dass die schwarzen Töne aus Tusche, Tinte, Glasfarbe mit künstlerischer Mithilfe ein Eigenleben (in gewissen »freien« Grenzen) wie beim Aquarellieren entwickeln konnten. Schaut man genau hin, erkennt man auch, wo die Farbe auf dem Glas sozusagen klebt.

Deuten lassen will Reese-Heim ihre Werke freilich nicht. Sie fordern aber auch nicht nur zum ästhetischen Staunen oder zur sinnlichen Wahrnehmung auf. Auch verleugnet sie ihre Herkunft aus der Textilkunst und -gestaltung nicht. Da spielt die Struktur der Oberfläche eine große Rolle. Das Spiel aus Licht und Schatten charakterisiert die Wahrnehmung des Gewebes, der Textur. Zu wundern braucht es nicht, dass die Arbeit mit Licht für die Künstlerin immer wichtiger wurde. Es wird reflektiert, Werkstoffe verändern sich darin, sie leiten oder speichern es. Dabei experimentierte sie sogar mit verschiedenen Kunstlichtarten und Schwarzlicht. Und so macht sie einfach immer weiter. ||

AN DER GRENZE ZUM SCHATTEN.
DOROTHEA REESE-HEIM

Katholische Akademie in Bayern | Mandlstraße 23
bis 18. Dezember | Mo–Fr 9–17 Uhr und nach telefon. Vereinbarung | Eintritt frei, Anmeldung unter 089 38102-0 | Zur Ausstellung »Seh-Dinge« 2012 im TIM, Augsburg, erschien ein umfangreicher Katalog im Verlag Wissner zum Preis von 19,90 Euro www.kath-akademie-bayern.de/veranstaltungen.html



Sybille Rath: »Kloisters« | 2019 | Öl auf Leinwand, 125 x 155 cm | © Sybille Rath

Seit über 30 Jahren läutet im September die »Open Art«, die gleichzeitige Eröffnung der Initiative Münchner Galerien zeitgenössischer Kunst, die Kunst-Herbstsaison ein. Dazu gesellt hat sich die Initiative »Various Others«, die unter diesem bescheidenen Namen nicht unter ferner liefen spielt, sondern auf Vernetzung setzt und mit Events aufwartet. Hier eine Auswahl dessen, was im Oktober noch zu besichtigen ist und zu sehen lohnt – bei freiem Eintritt.

SYBILLE RATH

Den Raum still legen

Galerie Michael Heufelder | Gabelsbergerstr. 83 | **bis 17. Oktober** | Mi–Fr 14–19 Uhr, Sa 12–16 Uhr

Corona hat den Galeristen zugesetzt. Ausstellungsräume wurden stillgelegt, Aktivitäten in sein Netz verlagert. Mit seinem täglich digital verschickten »Kunstwerk des Tages« aus seinem Bestand hat Galerist Michael Heufelder anscheinend einen Nerv getroffen: »Ich bin völlig überrascht über die positive Resonanz meiner Kunden, die offensichtlich eine große Freude daran haben, Kunstwerke täglich nach Hause geliefert zu bekommen und in aller Ruhe über einen Kauf nachdenken zu können – vielleicht die passende Wand zu finden – und das ganz ohne Maske.«

Mit Malerei von Sybille Rath startet Heufelder nun ganz analog in den Kunstherbst. »Den Raum still legen« – schon lange vor Corona hat die Münchner Künstlerin, ehemals Meisterschülerin bei Prof. Helmut Sturm, dieses Motto zum neuen Konzept erklärt und meint damit den Bildraum. Waren ihre Bilder bislang häufig stark verdichtet – Menschen, Fabelwesen, Tiere, mythologische und teilweise grotesk anmutende Figuren aus mittelalterlichen Darstellungen bilden ihren Kosmos –, wollte sie den Bildraum stilllegen, oder wie sie auch sagt, »klarer kriegen«, dem Malerischen mehr Lauf lassen.

Räume wurden geöffnet, figurative und erzählerische Aspekte reduziert, abstrakte bis fast monochrome Flächen herausgearbeitet, Bewegung wurde beruhigt. Ihre Malereien bekommen dadurch eine Tiefe, die der Befindlichkeit und Beruhigung der letzten Monate irgendwie adäquat zu sein scheint. Etwa in der »Landschaft mit Baum«. Das Gemälde setzt sich aus Partien unterschiedlichster Texturen zusammen, lasierende Bereiche, helle und dunklere Partien fließen ineinander, sodass sich der Eindruck eines atmosphärisch dichten, lichtdurchfluteten Raumes ergibt. Wie der

Blick durch eine teilweise beschlagene, milchige Scheibe. Einzig der Baum sowie eine horizontale Fläche, die sich als architektonisches Element in die Landschaft schiebt, verankern den Betrachter in der realen Welt.

In den weniger abstrakten Arbeiten treten rätselhafte, stark fragmentierte Figuren aus dunklen Bildräumen hervor, oft in Ölkreide ausgeführt, die sich mit malerischen Gesten vereinen, von diesen überdeckt oder aus ihnen herausgearbeitet sind. Das Rätselhafte, das Sybille Rath an mittelalterlichen Figuren so fasziniert, soll auch in den reduzierten Kompositionen erhalten bleiben. Für Rath ist die Malerei eine »Bastion der Freiheit«. Die Betrachter werden in die Bildwelten geführt, erhalten aber genügend Raum für eigene Entdeckungen. || ew

CHARLOTTE ACKLIN

Zwischen den Polen – Im Aufbruch

Susan Boutwell Gallery München–Sydney | Theresienstr. 48 | **bis 25. Oktober** | Mi–Fr 12–18 Uhr, Sa 12–15 Uhr

Einlassbeschränkungen und Hygienemaßnahmen, Maskenpflicht und die latente Sorge vor Ansteckung erschweren derzeit den entspannten Kunstgenuss. Große Schaufensterscheiben, die den Blick in die Ausstellung ermöglichen, kommen den Kunstflaneuren dabei sehr ent-



Charlotte Acklin: »Dunkle Materie Helle Energie« | 2020 | Öl auf Leinwand, 180 x 180 cm | © Charlotte Acklin

gegen. So bei der Galerie von Susan Boutwell. Die großformatigen, auf Fernwirkung angelegten Malereien von Charlotte Acklin ziehen die Blicke schon von außen auf sich – zum einen, weil sie in ihrer abstrakten vielschichtigen Farbigekeit sehr attraktiv wirken, zum anderen, weil sie in ihrer Machart verblüffend an Werke von Gerhard Richter erinnern. Aspekte wie die komplexe Durchdringung von farblich differenzierten Schlieren, der dadurch entstehende Eindruck von räumlicher Tiefe, die unruhige, schillernde Bildatmosphäre sowie das Prinzip

des Zufalls entsprechen einer malerischen Strategie, die typisch für eine abstrakte Werkgruppe von Gerhard Richter ist.

Charlotte Acklin beherrscht diese Technik in hohem Maße und setzt sie für ihre sehr variantenreichen, aus vielen Farbschichten bestehenden Bildfindungen ein. Dabei lassen ihre dichten und harmonischen Kompositionen vielfältige Assoziationen zu: etwa spiegelnde Wasseroberflächen, Lichtreflektionen im Laubwald, regennassen Asphalt in der nächtlichen Großstadt. Die in der Schweiz geborene, in München lebende und arbeitende Künstlerin ist im Hauptberuf als Theaterregisseurin und Filmemacherin tätig. Etliche ihrer Filme wurden mehrfach nominiert und ausgezeichnet. Ihre Malerei entwickelte sie parallel zu ihrer filmischen Arbeit, unter anderem als Gaststudentin bei Robin Page an der Akademie der Bildenden Künste in München. Dass sie sich ganz dieser Form der abstrakten Malerei verschrieben hat, wird gern aus ihrem filmischen Schaffen abgeleitet, als eine Art Standbild aus Bewegung, Dramatik des Augenblicks und szenischer Atmosphäre interpretiert. Vielleicht sind diese Bilder aber auch einfach nur der künstlerische Gegenentwurf zum Realismus und der narrativen Erzählweise ihrer Filme. || ew

ANJA LUTHLE

Tafelrunde

Galerie Karin Sachs | Augustenstr. 48 | **bis 31. Oktober** | Mi–Fr 13–18 Uhr, Sa 13–16 Uhr sowie nach Vereinb. | www.galeriekarinsachs.de



Anja Luthle: »Tagesübungen« | 2020 | Glasfaser verstärkt, Kunststoff, Stoff, Lack, Höhe 60 cm | © Anja Luthle

Der Clou ist der Tisch. Wer sich dieser etwas anderen »Tafelrunde« nähert, erweckt sie zum Leben. Ein bisschen ist das wie im Märchen, denn Tassen, Teller, Zuckerdose und Eierbecher beginnen wie auf imaginären Kufen über die glatte Fläche zu gleiten. Zusammenstöße gehören bei dieser kinetischen Kettenkonstruktion dazu, und wenn ein Kännchen nicht die Kurve kriegt, muss Karin Sachs nachlegen. »Ich habe einen kleinen Porzellanvorrat«, beruhigt die Galeristin. Nicht ersetzbar sind allerdings die Menschen, die an einer solchen Kaffeetafel zusammenfinden, um in erster Linie zu ratschen und zu tratschen.

Wie ein roter Faden zieht sich das Thema Abwesenheit durch das Werk von Anja Luthle, damit arbeitet die Künstlerin aus dem württembergischen Wendlingen sehr viel näher am Puls der Zeit, als sie das je geplant hat. Auch das tiefrote Kleid aus Kunststoff, das sich mit ausgestreckten Armen so leidenschaftlich wie eine furiose Primadonna in Szene setzt, vermisst seine Trägerin. Ob die Operndiva zurückkehrt, wenn der Spuk vorbei ist? Das heißt, wenn sich die Reihen ihrer Zuhörer wieder bis auf den letzten Platz füllen dürfen?

Abwarten, Anja Luthle pflegt einen feinen Humor, das demonstrieren nicht zuletzt ihre Arbeiten im öffentlichen Raum wie etwa ein ins Trottoir eingelassener Kasten mit »bewegten« Schuhen für die Straßenbahnhaltestelle Stuttgart-Ruit. Stillstehen geht nicht, nervös treten sie auf der Stelle, wie das Wartende

eben tun. Es ist das Vertraute, aus dem Luthle ihre Spitzfindigkeiten entwickelt, und mehr noch das Banale, das den Alltag bestimmt. Toilettenpapier zum Beispiel. Unter der Druckwalze wird daraus ein witziges »Wertpapier« mit Untertiteln wie »de luxe«, »viral« oder »razione d'emergenza« – Notration – samt Prägestempel und Unterschrift. Auf die Idee mit den Kunstaktien kam Luthle keineswegs erst während der Klopa-Hamsterkäufe. Seit der Finanzkrise 2011 veredelt sie die sorgsam abgerissenen mehrlagigen Blätter, die mittlerweile aus aller Welt kommen. Und die sich gerahmt dann auch jeder leisten kann: 240 Euro kostet das Stück.

Darüber übersieht man leicht die grafische Raffinesse von Luthles zarten Linoldrucken. Sie zeigen Wellen, Netzstrumpffragmente, einen Vorhang im Gegenlicht und immer wieder Hüllen ohne Körper. Das Gehirn ist Luthles Komplize, den Inhalt denkt man sich dazu, das öffnet Raum für neue Märchen. || cis

THE RESPONSIVE EYE'S FIRST AND SECOND GENERATION

Angelika Huber. Siegfried Kreitner. Jan van Munster. Pfeifer & Kreutzer. Hans Schork. Julius Stahl. Ludwig Wilding. Martin Willingen

Galerie Bender | Türkenstr. 11 | **bis 31. Oktober** | Di–Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr

Es knackt, rattert und vibriert – eine Ausstellung mit Werken der Op-Art und der Kinetischen Kunst ist immer so etwas wie ein Erlebnisparcours. Technische Raffinesse, visuelle Irritation und eine Portion Humor prägen die Werke der Gruppenausstellung, die konzeptuell an eine Ausstellung anknüpft, die Kunstgeschichte geschrieben hat: »The Responsive Eye« 1965 im MoMA New York. Dort wurden erstmals Künstler vorgestellt, die sich in ihren Objekten und Bildwerken mit realen und fiktiven Bewegungseffekten auseinandersetzen.

Zu den Pionieren zählte Ludwig Wilding (1927–2010) mit seinen objekthaften Bildreliefs aus schwarz-weißen, vor dem Auge räumlich schwirrenden Strukturen. Damit erprobte er die Sehgewohnheiten des Betrachters in Bezug auf die Wechselbeziehung von Auge und Gehirn sowie auf die Wirkungsmöglichkeiten im Raum. Von seinen Werken aus spannt sich in der Galerie der Bogen bis zu den jüngsten Künstler*innen der zweiten Generation: Die großartigen Soundskulpturen von Anne Pfeifer (*1987) und Bernhard Kreutzer (*1986) waren schon zu Akademiezeiten in München der Renner. In ihren technisch raffinierten Installationen fangen einzelne oder in Gruppen angeordnete geometrische Kuben ohne Vorwarnung an, sich so zu bewegen, dass ein rhythmischer Beat entsteht.

Als Autodidakt hat Hans Schork (*1935) mit seinen lichtkinetischen Objekten so etwas wie eine künstlerische Alleinstellung, insofern, als das dahinter liegende technische Verfahren zur Herstellung von grafischen Ornamenten und Lichtzeichnungen von ihm selbst entwi-



Pfeifer & Kreutzer: »Ground II« | 2018 | Kinetische Soundskulptur, Spiegel, Acrylglas, MDF, Arduino, Zugfedern, 49 x 109 x 60,5 cm | © Pfeifer & Kreutzer

kelt und bereits 1969 patentiert wurde. Rotierende perforierte Scheiben sind so übereinander gelegt, dass faszinierende Lichtspiele entstehen. Versteckte Magnete wiederum sind das Geheimnis hinter den beiden massiven Aluminium-Paneelen von Jan van Munster



Ausstellungsansicht »The Responsive Eye's First and Second Generation«, Galerie Renate Bender
Foto: B. Kreuzer

(*1939), von denen die vordere plötzlich wie von Geisterhand in eine fast freischwebende Position kippt.

Besonders in den letzten Jahren ist eine zweite Künstlergeneration mit der Thematik Bewegung, Licht und Sound in Erscheinung getreten. Kinetik, Licht und technoide Gestaltung verbinden sich in Siegfried Kreitners (*1967) »minimalkinetischen« Skulpturen. Die Leuchtstelen aus Glas, Neonröhren, Aluminium oder farbigen Kunststoffpaneelen bewegen sich in sanftem Rhythmus.

Ganz unmotorisiert geraten die Metallskulpturen von Martin Willing (*1958) in Schwingung. Durch eine spezielle Spannung des Materials können die geometrischen Objekte durch Anstoßen in Bewegung versetzt werden. Angelika Huber (*1977) arbeitet mit der Mechanik früherer Anzeigentafeln – anstelle von Wörtern rattern beispielsweise Vogelfedern durch eine Box. Sehr subtil schließlich ist das dreiteilige Resonanzobjekt aus 100 feinen Drahtstangen von Julius Stahl (*1978), die über elektronisch erzeugte Töne in Schwingung versetzt werden. Töne sind dabei kaum zu hören, der Klang wird allein durch die Bewegung wahrnehmbar gemacht. || ew

RALF ROSE

Aktuelle Arbeiten

Galerie Braun-Falco | Nymphenburger Str. 22
bis 24. Oktober | Di–Fr 13–18 Uhr, 11–16 Uhr
www.braunfalco.com

Auf die 90 geht er zu, und mit dem Malen einfach so aufzuhören, käme Rolf Rose nicht in den Sinn. Unwillkürlich muss man an seinen Münchner Kollegen Rupprecht Geiger denken, der fast 102 Jahre alt wurde und immer durchblicken ließ, dass die tägliche Farbdusche wie eine Art Energiespender auf ihn wirkt. Wobei Geigers fluoreszierendes Rot-Pink-Orange an Intensität nicht mehr zu überbieten ist und Roses durchaus kraftvolle Farben im Vergleich geradezu dezent sind. Sofern er nicht gerade auf sein lange Zeit favorisiertes Schwarz und seine Graphitbeimischungen setzt.



Rolf Rose: Ohne Titel | 2020 | Öl auf Leinwand, 100 x 140 cm | © Rolf Rose

Doch selbst das hat Drive, denn bei Rose dynamisiert in erster Linie der Farbauftrag. Mit Rakel und Spatel zieht er die Pigment-Öl-Paste in schwungvollen Kurven und Bahnen über die Leinwand. Zitronengelbgrüne Fächer staffeln sich hintereinander, gräuliche Banner geraten ineinander, oder sind es doch eher Japanschirme, die immer heftiger rotieren?

Farbe und Struktur, mehr braucht Rolf Rose nicht, um die Wirkmacht seiner – nach figürlichen Anfängen – konsequent gegenstandslosen Malerei zu entfalten und dabei hochkomplexe Bilder zu schaffen. Seit fast 60 Jahren ordnet der 1930 in Halberstadt geborene, in Krefeld und Berlin lebende Künstler seine Farbe, kämmt und onduliert sie, und was zunächst einen individuellen Gestus verhindern sollte, ist zum sofort erkennbaren Stil geworden. Damit sind Roses Rätsel noch lange nicht gelöst. Schon gar nicht, wenn sie wie jetzt in der Galerie von Markus Braun-Falco mit sich selbst um die Wette leuchten, weil ihre Furchen und Wölbungen jedes Licht reflektieren und eine betörend flirrende Dreidimensionalität entwickeln.

Erst mit 30 Jahren, Anfang der Sechziger, begann Rose mit der Kunst. Und je älter er wurde, desto mehr Farbe kam ins Spiel. Ob sein Tomatenrot noch zu steigern ist? Das Veilchenlila? Oder das Rapsgebläue? Bei Malern darf man ab 90 mit allem rechnen. || cis

RAINER FETTING

Speier der alten Leier

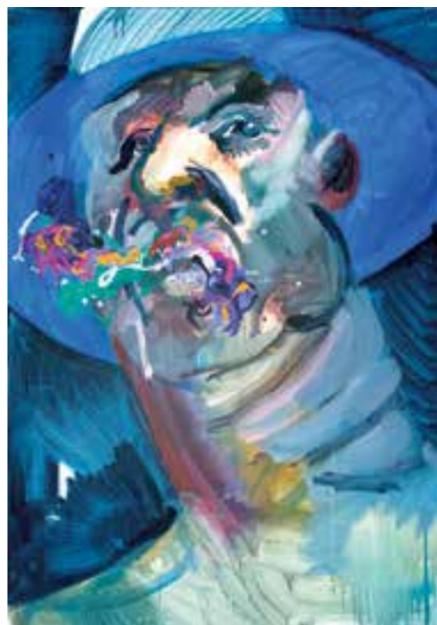
Galerie Wolfgang Jahn
Reichenbachstr. 47–49 (Rgb.) | bis 31. Oktober
Di–Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr

»Zu den Konstanten des Münchner Kunstgeschehens gehörte jahrzehntlang eine Einzelausstellung mit Werken von Rainer Fetting in der Galerie Karl Pfefferle. Nach dem Tod des Galeristen im vergangenen Jahr wurde die Galerie von Wolfgang Jahn übernommen und firmiert fortan auch unter seinem Namen. In Reminiszenz an seinen Vorgänger und dessen Stammkünstler präsentiert der Landshuter Galerist neue Arbeiten von Rainer Fetting. »Speier der alten Leier« – das karikierende Selbstporträt mit dem kotzenden alten Mann ist programmatisches Statement der Ausstellung: Der verlebte Maler, der buchstäblich den Hals dick hat und einen ganzen Schwall bunte Farbschlieren herauswürgt. Weil er der Erwartung des Publikums Genüge leisten muss? Weil er des eigenen Tuns leid ist? Welche Lesart man auch bevorzugt – das Bild ist eines der ganz starken Bildnisse, die den ersten Teil der Ausstellung dominieren.

Man mag zu Rainer Fetting stehen, wie man mag – die Gemälde des ehemaligen »Neuen Wilden« aus der Ära der Berliner 80er Jahre mögen bei den Älteren das ekstatische Lebensgefühl der Mauerstadt und ihrer pulsierenden, eruptiven Malereien heraufbeschwören, den Jüngeren hingegen als gestrig und überkommen erscheinen – : Er ist unbe-

nommen ein hervorragender Maler, einer der mit traumwandlerischer Sicherheit maltechnisch mit Raum, Figur und Farbe umzugehen weiß, einer der Figur, Körper und Landschaft mit ungetrübttem Blick formuliert, einer der seine Motive spontan und mit raschem Gestus sicher gesetzter Pinselschwüngen komponiert.

Rainer Fetting überrascht sein Publikum immer wieder, weil er nie stehenbleibt, sondern seine eigene Entwicklung ehrgeizig und kritisch vorantreibt. Und weil er etwas zu sagen hat, wie mit dem tief sinnigen Porträt seines Freundes und Modells Desmond Cado-gan oder den Ganzkörper-Posen der beiden Frauen – diese Arbeiten aus den letzten fünf Jahren sind lebendige Charakterstudien von großer Empathie und Lebensnähe. Dass Fetting auch zu ganz anderen Formulierungen findet, zeigen die Surfer-Bilder der »Sylt«-Serie mit ihrer von Wind und Wasser geprägten Atmosphäre. Das unmittelbare Naturerlebnis der auf die perfekte Welle lauenden Surfer ist in den lasierenden unruhigen Farbflecken nahezu körperlich spürbar.



Rainer Fetting: »Speier der alten Leier« | 2018 | Acryl auf Leinwand, 140 x 100 cm | © Rainer Fetting und Galerie Wolfgang Jahn, Foto: Harry Zdera

All das ist gemalt ohne jegliche Lineatur, die dem Bild Halt geben würde, allein aus offenen Farbsetzungen, schnellen Pinselschwüngen, Verwischungen und wässrigen Verläufen entwickelt, die sprunghaft und fahrig wirken, sich aus der Distanz betrachtet aber zu kalkulierten Motiven zusammenschließen: Bilder, die aus einem Wurf und fast ohne Überarbeitung in einem malerischen Akt entstehen. || ew

MOJÉ ASSEFJAH

You Will Rise Up Again

Galerie Tanit | Maximilianstraße 45/V
bis 14. November | Di–Fr 10–18 Uhr
www.galerietanit.com

»You will rise up again« – damit verbindet man unwillkürlich den Neubeginn nach dem Lock-down. Und zu einer engagierten jungen Malerin wie Mojé Assefjah passt dieser Titel ohnehin. In der Galerie Tanit ist damit allerdings noch etwas ganz anderes gemeint. Als am 4. August durch einen Brand im Hafen von Beirut fast 3000 Tonnen Ammoniumnitrat explodierten, blieb Naila Kunigks Dependance nicht verschont. Zwei Mitarbeiter wurden verletzt, erzählt der Münchner Galerieleiter Michael Ionesco, doch alle hätten überlebt, das sei entscheidend. Und nun wird wieder aufgebaut.

Die eingangs erwähnte Prophezeiung, die der aktuellen Tanit-Ausstellung in München den Titel gab, bezeichnet auch ein außergewöhnliches Gemälde Mojé Assefjahs: ein Tondo. Mit seinen roten, gelben, grünen und blauen Farbschleifen kommt er ziemlich kraftvoll daher und erinnert durch die Konzentration auf die Rundform an einen Schild. Die 1970 in Teheran geborene Künstlerin greift auch bei der Farbe auf eine alte Technik zurück. Zur Eitemperamalerei kam sie durch die Beschäftigung mit der Renaissance, und



Mojé Assefjah: »Tondo, You Will Rise Up Again« | 2020
Eitempera auf Holz, Durchmesser 60 cm | © Mojé Assefjah

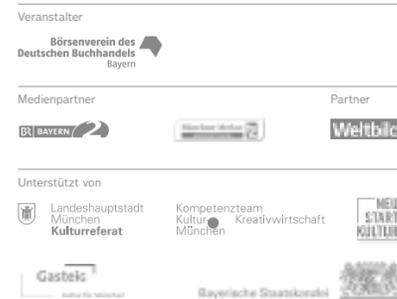
das Anmischen und Variieren mit den für sie typischen Pigmenten eröffnet ihr ein weites Spektrum an Möglichkeiten. In diesen Arbeiten gibt es ein reizvolles Spiel zwischen wässrigen, transparenten und opaken, matten Oberflächen sowie zwischen kalten und warmen Tönen. Dadurch entwickelt Mojé Assefjah Räume, die sich wie bei einem Blick durchs Fenster erschließen lassen. Rasterstrukturen, die an Fliesen erinnern, simulieren Dreidimensionalität und stiften zugleich Verwirrung.

Mojé kam als 16-Jährige nach München, ihre Eltern hatten beide im Iran Kunst studiert, der Vater war Professor an der Akademie von Teheran und verlor im Zuge der restriktiven Politik der Mullahs seine Position. Das alte Persien ist zum Sehnsuchtsort geworden, und wenn sich Mojé der italienischen Renaissance zuwendet, dann durch den Filter ihrer Heimat. Schönheit sei etwas Mystisches, sagt sie. Und wer genug Fantasie hat, sieht zuweilen die Ranken und Muster der frühen persischen Teppiche. || cis

Anzeige



Real im Gasteig und digital unter
www.muenchner-buecherschau.de



Alphabet bis Zickzack

Eine Ausstellung der Neuen Galerie in Dachau demonstriert an fünf zeitgenössischen Positionen den Umgang mit Schrift und Text in der bildenden Kunst.

THOMAS BETZ

»Alles erzählen«: so liest man auf dem Schildchen neben der großen Spiegelglas-Arbeit von Babak Saed. Das total-poetische Programm dieser Betitelung kann und will das Bild nicht einlösen, denn ins Glas sandgestrahlte Großbuchstaben formieren in einem gewundenen Bogen die Botschaft »Alles lässt sich nicht erzählen«. Dazu mäandern unzählige kleine, ähnlich gekurvte, an Bakterien erinnernde grafische Elemente über die Spiegelfläche: »MANCHMALBEUGSTDUDICH«, so lautet das stets gleichförmige Schriftband, aus dessen Kontur sie gebildet sind. Das gibt Rätsel auf: Ein Zitat? Ein Sprechakt in welchem Kontext? Der 1965 im Iran geborene Künstler lebt seit 1978 in Deutschland und ist seit 1998 als Installations- und Medienkünstler erfolgreich. »DASPERFEKTEBILD« Babak Saeds, ein Wandobjekt aus Acrylglas, konstituiert sich aus eben diesen drei Worten, mit denen es auch in Form von sich kreuzenden Schriftlinien bedruckt ist.

Einen anderen Weg als diese konzeptuellen Montagen verfolgen die Text-Bild-Collagen der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller: Jedes einzelne Wort ist ein Einzelfall, und die poetischen Texte sind wie ein Erpresserbrief aus lauter ausgeschnittenen vorgefundenen Wörtern zusammengesetzt. Schon die Kubisten collagierten Zeitungsfragmente und Buchstaben in ihre Bilder, und die Futuristen und Dadaisten hoben die konventionelle Gattungstrennung von Text und Bild auf, indem sie explosiv mit Schriftmaterial komponierten oder Parolen figurierten. Lesbare Bilder, seien es Text-Bilder oder Bild-Texte, gehören seither zum traditionellen Experimentierfeld der Moderne. Und wenn Herta Müller – statt zur Schreibmaschine – zu Schere und Klebstoff greift mit ihren Wörtern aus der Schublade, die aus Zeitungen und Zeitschriften und alltäglicher Kommunikationspraxis stammen, auch selbst geschrieben oder koloriert sein könnten, entsteht eine aus vielen Bildchen zusammengepuzzelte Textdynamik. Ergänzt um Illustrationselemente, die weitere Referenzen und Resonanzen eröffnen. Müllers zwölf Bilder, in Passepartouts gerahmt, lassen sich auch als eine Geschichte lesen. Ein Dialog zwischen dem Beamten und der Ich-Figur, die mit dessen Aussagen, Fragen und Prozedere konfrontiert ist.

Wie Paukenschläge ziehen sich die monumentalen Großbuchstaben der Nürnbergerin Dagmar Buhr über die Ecke des Raumes: »LACK SPUCKEN«. Ein irritierendes Statement, eigens für diese Ausstellung konzipiert, deren fünf Künstler*innen – mit je ganz unterschiedlichem kulturellen Hintergrund – Hans-Peter Miksch für die kunst galerie fürth zusammenstellte. Weil dort die Präsentation coronabedingt nicht gezeigt werden konnte, ist Dachau nun die einzige Station dieser kleinen Schau zum Spannungsfeld von Schrift



Babak Saeds: »DASPERFEKTEBILD« | 2019
Acrylglas, gelasert und beidseitig bedruckt, 71 x 74 x 2 cm
© Babak Saed

und Bild. Alphabetisch der erste ist Aatifi, der in Afghanistan eine Ausbildung zum Kalligrafen durchlief, bevor er Malerei studierte. Der Grenzgänger zwischen Bielefeld und Kabul schafft abstrakte Malerei in leuchtenden Farben. Die dynamischen Farb-Bänder, eine Zickzack-Linie, ein monumentaler Pinselschwung, Farbschlieren und -spritzer erinnern daran, dass Schrift auch als Bild gesehen werden kann und als bewegte Spur grafisch der menschlichen Hand entsprang.

Während Aatifi und auch der Konzeptualist Saed die Verbindung von grafischem Ornament, Kalligraphie und Schrift deutlich machen, reflektiert Elizabeth Thallauer die Informationsverarbeitung bei der Wahrnehmung und Kognition: mittels geometrischer Elementarformen und deren Komposition, nämlich Pixeln, aus denen sich alles zusammensetzen kann. »conscious – unconscious« betitelt sie sowohl ein computergeneriertes Video wie ein aus MDF-Rechtecken zusammengesetztes Relief, wobei sich hier das Schriftband räumlich über alle vier Seiten einer Mauer zieht. Wo ist der Textanfang? Ein grauer senkrechter Strich kann als Markie-

rung dienen. Wo findet sich beim Wort »conscious« die Silbe »un«? In der zitternden, sich ständig transformierenden, den Betrachter überfordernden computergenerierten Schrift- und Formen-Animation des Videos taucht sie geisterhaft auf. Wenige Informations-Bausteine ergeben ein abstraktes Bild, detaillierter geformte Kombinationen formieren Schriftzeichen; stören, überlagern oder überstürzen sich die Informationseinheiten, verliert sich die Wahrnehmung in einem überfordernden Rauschen. Die Materialität der Schrift wie des Bildes ist damit über die Grenze der Instabilität, der noch möglichen Teilhabe getrieben.

In Dachau kann man auch, schräg gegenüber der Neuen Galerie, noch eine kleine Retrospektive des ZERO-Künstlers Otto Piene besuchen, der mit Feuer, Rauch und Luft neue Dimensionen in der Materialität des Bildes erkundete. Neben Druckgrafiken seit den späten 60er Jahren präsentiert die Galerie Locher auch eine Brandarbeit in Wellpappe von 1996, Reliefsiebdrucke und zwei späte Feuer-Gouachen des 2014 verstorbenen Klassikers, deren Blasen und Krusten sowohl die Oberfläche des Bildes dramatisieren wie eine magische Tiefenwirkung erzeugen. ||

WRITTEN IMAGERY

Neue Galerie Dachau | Konrad-Adenauer-Str. 20, 85221 Dachau | **bis 15. November**
Di–So/Fei 13–17 Uhr | Führung: 15. Nov., 14 Uhr, nur nach Anmeldung: 08131 567513
www.dachauer-galerien-museen.de

OTTO PIENE

Galerie Lochner | Konrad-Adenauer-Str. 7
bis 15. November | Do 16–19 Uhr, Sa 12–15 Uhr, So/Fei 14–17 Uhr und nach Vereinbarung: 0162 4559699 | www.galerielochner.de

Anzeigen

**AUSSTELLUNG
IM KLOSTER
BEUERBERG**

**VERLÄNGERT!
BIS 29.11.2020**

**NEUE
ZEITEN.**

**MI BIS SO
UND FEIERTAGE
10⁰⁰ BIS 18⁰⁰**

TUGENDREICH

**ALTE
WERTE?**

**KLOSTER
BEUERBERG**

**DIÖZESAN
MUSEUM
FREISING**

WWW.DIMU-FREISING.DE

**@KLOSTERBEUERBERG
@DIMU.GRAM**

**UNTER FREIEM
HIMMEL**

**UNTERWEGS MIT
WASSILY
KANDINSKY
UND
GABRIELE
MÜNTER**

**BIS
JUNI
20
21**

**IHR
KUNSTMUSEUM
IN MÜNCHEN**

LENBACHHAUS

Wassily Kandinsky, Segelboot auf dem Meer, 1902, Städtische Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau München, Gabriele Münter, Stiftung 1957
Mit freundlicher Unterstützung der Förderverein Lenbachhaus e.V.
Eine Kooperation des Lenbachhaus mit der Gabriele Münter- und Johannes Erhard Stiftung

FRANK KALTENBACH

Welche Funktion hat eine Brücke, die bereits wenige Meter nach dem Auflager zu Ende ist? Gar keine, denn diese Brücke ist Kunst. Sie erinnert an einen Regenbogen, der eine imaginäre Verbindung schafft, flüchtig, zauberhaft, um beim nächsten Lichtwechsel wieder zu verschwinden. »Bridge Sprout« nennen die Schöpfer von Atelier Bow-Wow ihr Werk, was soviel bedeutet wie »Brückenspross«. Wie der Astansatz eines Bambushalms soll sie in Gedanken immer weiterwachsen, bis sie das andere Ufer erreicht – oder eben auch nicht.

Die Brücke über die Isar führt nur in Gedanken bis zum gegenüberliegenden Ufer auf der Schwindinsel. Die japanischen Architekten entwerfen ein sinnliches Bild potentieller Möglichkeitsräume, das wir Münchner erst nehmen sollten: Die Aussichtskanzel über dem Fluss, dem unsere Stadt seine Existenz verdankt, fragt nach neuen Formen der reflektierenden Kontemplation im öffentlichen Raum. »Unser Beitrag ist der Beginn von etwas Neuem, ein Ausgangspunkt, um über die Zukunft nachzudenken«, sagt Yoshiharu Tsukamoto über sein Projekt. »Räume für Großveranstaltungen gibt es genug in München. Wir wollen keine Party-Location, sondern einen Ort des Nachdenkens zwischen der Stadt und der Natur erschaffen, einen Ruhepunkt über dem Wasser, das unten durchfließt und mit Blick hinüber zum Biotop der Schwindinsel, die wie ein naturbelassener Sehnsuchtsort nicht von Bauwerken berührt werden darf.«

Carte Blanche für die interkulturelle Annäherung

Die »Bridge Sprout« ist das Pilotprojekt der neuen Programmreihe für die Kunst im öffentlichen Raum des Kulturreferats der Landeshauptstadt München. Die ausgewählten Künstler erhalten eine Carte Blanche, können also Ort und Thema ihrer Intervention selbst bestimmen. Einzige Einschränkungen sind der auf 250.000 Euro gedeckelte finanzielle Rahmen und natürlich die gängigen baulichen Vorschriften. Die Stadt München investiert jährlich 1,5 Prozent, also 600.000 Euro, ihres kommunalen Bauvolumens in Kunst. Der Stadtrat hat sich entschieden, die Hälfte davon für temporäre Kunst im öffentlichen Raum zu vergeben. Die andere Hälfte fließt in »Kunst am Bau«-Projekte und wird vom städtischen Baureferat betreut.

Die Gründungspartner des international renommierten Architekturbüros Atelier Bow-Wow sind bestens mit der Landeshauptstadt vertraut. Gemeinsam mit dem Münchner Architekten Hannes Rössler haben sie das Studentenheim »Reserl« an der Brudermühlstraße gebaut, das 2017 eröffnet wurde. Nachdem Yoshiharu Tsukamoto und seine Partnerin Momoyo Kaijima den Zuschlag für die Carte Blanche erhalten hatten, suchten sie auf einer Rundtour durch die Stadt nach dem passenden Standort und entschieden sich für die Schwindinsel, den nördlichen abgelegenen Zipfel der

Praterinsel. Auch das Thema, die Stadt mit dem Wasser zu verbinden, ist für sie nicht neu: In Brügge haben sie ein temporäres Flussbad als schwimmende Plattform auf der Gracht mitten in der Stadt errichtet – in München steht dieses Thema bekanntlich noch aus.

Wie beim »Reserl« verbinden die Japaner auch beim »Brückenspross« Traditionen aus ihrer Heimat mit bayerisch-münchenerischen Motiven zu einer interkulturellen universellen



Jägerzaun, Dachstuhl, Legespiel: Der Phantasie sind angesichts der Brückensprossen keine Grenzen gesetzt | © Christoph Knoch (oben), © Frank Kaltenbach (re)

Sprache. Materieller Ausgangspunkt sind die runden Baumstämme, die für einfache Brücken im Alpenraum, aber auch für die Isarflöße zusammengeklammert werden und nach vollendeter Fahrt wieder einfach voneinander gelöst werden können.

Insgesamt 16 Monate, bis Ende 2021, wird der ephemere Brückenbau stehen, dann wird auch das Holzbauwerk wieder in seine Bestandteile zerlegt und die Rundhölzer können an anderer Stelle oder für andere Zwecke wiederverwendet werden. Deshalb sind die Stämme der Bridge Sprout nicht über kunstvoll verschränkte japanische Holzverbindungen ineinander verzahnt, sondern scheinen wie Mikadostäbe aneinander vorbei zu laufen. Das verleiht dem Brückenkopf trotz der massiven Holzquerschnitte eine optisch vage Balance, ähnlich den sich kreuzenden Strichen einer Skizze.

Rätselhafte Statik

Wie das Bauwerk überhaupt zusammenhält, erschließt sich auf den ersten Blick nicht. Es wirkt wie die künstlerische Gegenthese zum 80 Meter langen Kabelsteg aus dem Jahr 1898, der nur wenige hundert Meter flussaufwärts die Praterinsel mit dem Ostufer der Isar verbindet, mit seinen zwei eleganten Schwüngen

den statischen Kräfteverlauf abbildet und gleichzeitig als Paradebeispiel für den frühen Einsatz von Eisenbeton in den Formen des Jugendstils gilt. Das für die Realisierung der Holzbrücke erforderliche technische und logistische Know-how bleibt dagegen verborgen. »Ohne die unbürokratische Unterstützung durch die Lokalbaukommission und die innovative Detaillierung der Tragwerksplaner und der Holzbaufirma wäre der Bau in dieser kurzen Zeit nicht möglich gewesen«, erklärt Architekt Hannes Rössler, der für die Ausführung verantwortlich zeichnet. »Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viele Vorschriften bei einem so kleinen Bauwerk eingehalten werden müssen, das rund um die Uhr für die Öffentlichkeit zugänglich ist und dann noch mit einer Konstruktion über einem metertiefen Abgrund auskragt, die es bisher noch nicht gab.« Die massiven Auflager auf der Kaimauer, die die Auskragung am Abkippen hindern, sind unter der Zugangsrampe verborgen, und auch die Schlitzbleche aus Stahl, die die Holzbalken an den Knoten zusammenhalten, bleiben fast unsichtbar.

Mikado-Illusion

Architekturpoesie: Das japanische Atelier Bow-Wow schlägt eine halbe Brücke über die Isar.

Mehr als eine Aussichtsplattform?

Aufgrund finanzieller und technischer Zwänge bleibt die Realisierung dennoch hinter dem ganz kühnen Wurf einer konsequenten Realisierung der Idee zurück. Noch weiter könnte die Brücke auskragen, das Spiel der Balance ausreizen. Laut Yoshiharu Tsukamoto sollte die Konstruktion während der 16 Monate immer weiter wachsen. Schließlich bleibt die Frage, ob der Ausguck von Atelier Bow-Wow über die Isar nicht nur eine weitere Variante der unzähligen Aussichtsplattformen darstellt, die als Alpspiz oder Top of Tirol die Alpengipfel verbauen, um als bildhafte Attraktion immer noch mehr Touristen über die Autobahnen in die Bergbahnen und Gipfelrestaurants zu ziehen. Doch gerade da unterscheidet sich der »Bridge Sprout«. Durch seinen Standort mitten im urbanen Umfeld ist der Blick zwar ungewohnt, aber nicht penetrant spektakulär. Nicht der adrenalingetriebene Nervenkitzel des gähnenden Abgrunds bestimmt die Gefühlslage des Besuchers, der ganz vorn am Geländer steht, sondern die Ruhe, sich aus der Hektik der Stadt auszuklinken.

Der von den japanischen Architekten intuitiv gewählte Standort zeigt ein bisher nicht gehobenes Potenzial der Isar als linearer Skulpturengarten durch die Stadt. Den Anfang machte die kleine »Bavaria«, eine Bronzeplastik in Lebensgröße der polnischen Künstlerin Alicja Kwade an der Corneliusbrücke. Als temporäres Kunstprojekt im öffentlichen Raum ist sie bis Ende 2020 zu sehen und zu ertasten. In Covid-Zeiten, in denen die Menschen den Besuch von Museen scheuen und zunehmend an die Isar strömen, liegt genau hier der richtige Ort, um der Stadtgesellschaft eine Auseinandersetzung mit Kunst zu ermöglichen. Am Seine-Ufer in Paris ist das seit Jahrzehnten der Fall. ||

BRIDGE SPROUT

Widenmayerstraße 3 (Isarufer an der Schwindinsel) | bis Ende 2021 | rund um die Uhr geöffnet






Beratende Ingenieure und Landschaftsarchitekten
office@hautum-infrastruktur.de | Kreillerstr. 21, 81673 München

www.hautum-infrastruktur.de



Freiraumplanung

- | Wohnen
- | Gewerbe
- | Öffentliche Parks
- | Privatgärten

Ingenieurplanung

- | Erschließung
- | Verkehrsanlagen
- | Regenwassermanagement
- | Anlagen für Ver- und Entsorgung




Anzeige

Die Nerven behalten

Raiko Schwalbe trotz der kulturellen Depression und setzt mit der 10. ARTMUC auf Solidarität.

Seit zehn Jahren führt Raiko Schwalbe jedes Jahr in München zwei Kunstmessen durch, die vor allem eine Plattform für freie Künstler sind, die ARTMUC und die STROKE. Bei der ARTMUC können heuer etwa 75 Einzelkünstler aus den Bereichen Malerei, Fotografie und Bildhauerei/Skulptur sowie 20 Galerien und Institutionen neue Arbeiten präsentieren und sie direkt verkaufen, während die STROKE sich mehr dem Bereich Urban Art widmet. Beide Messen bieten gegenüber den großen Messen wie der Art Basel oder der Art Cologne und den bekannten Auktionshäusern auch unbekannteren Namen die Möglichkeit, Kunden zu erreichen. Die Kunden wiederum erwartet ein niederschwelliger Zugang zu den Künstlern, die ihre Stände jeweils selbst vertreten und jederzeit ansprechbar sind. Um ein durchgehend hohes Niveau zu garantieren, ist die Teilnahme kuratiert. Die Jury 2020 besteht aus Dörthe Bäumer, Anna Wondrak, Uta Römer und Anabel Roque Rodríguez.

In diesem Jahr war alles anders. Wegen der Pandemie musste Raiko Schwalbe die Frühlingsmesse absagen. Das war bitter genug. Umso größer ist die Notwendigkeit, dass die ARTMUC jetzt wie geplant stattfinden kann. Am zweiten September-Wochenende, parallel zur Open Art der Münchner Galerien und Kunst-Institutionen, lief er sich auf der ARTMUC:restart zusammen mit Kunstliebhabern schon mal warm – mit dem größtmöglichen Erfolg. Wir haben Mitte September, als der Inzidenzwert in München wieder bei 56 lag, nachgefragt, wie Raiko Schwalbe die ARTMUC 2020 auf den Weg bringen will.

Mit welchen Hindernissen musst Du umgehen?

Schwalbe: Organisatorisch fahren wir komplett auf Risiko. Bei allen Veranstaltungen ist maximale Flexibilität vonnöten. Die Gefahr, dass man auf vielen Zehntausend Euro sitzen bleibt, ist sehr groß. Unser Hygienekonzept für die ARTMUC:restart war wasserdicht, aber wir wurden immer wieder darauf hingewiesen, dass wir ggf. alles hätten canceln müssten, wenn die Zahlen sich negativ geändert hätten. Den Behörden ist vielleicht

nicht so klar, was das in der Praxis heißt und was für schlaflose Nächte das zur Folge hat. Wir haben vier Tage vor der Eröffnung der restart grünes Licht bekommen, was für die Organisatoren heißt: Am Tag des Aufbaus kam das Go. Das ist eigentlich Wahnsinn.

Was wäre das schlimmste Szenario im Oktober?

Wenn wir die ARTMUC im Oktober absagen müssen, würde ich ca. 40.000 Euro in den Sand setzen. Wir haben ein internationales Team, das macht die Sache ja nicht sicherer.

Rücken die Beteiligten zusammen oder zersplittern die Teams?

Wir müssen in der Szene einen gemeinsamen solidarischen Weg finden. Nur so haben wir die Absage der ARTMUC im Mai überlebt. Relativ früh habe ich mehrere Dutzend Dienstleister darüber informiert, dass alles wackelte. Ausfallhonorare konnten so zu 66 Prozent gezahlt werden, mit der Zusage, dass sie auf jeden Fall bei künftigen Events dabei sind. Das haben von 150 Beteiligten 148 mitgemacht. Der partnerschaftliche Umgang innerhalb des Teams ist so relevant wie nie.

Wie war auf der restart die Stimmung bei den Künstlern und bei den Besuchern?

Die Atmosphäre kann ich nur als mega happy, dass überhaupt was stattfindet, beschreiben. Die Leute waren echt ausgehungert. Die Künstler waren froh, dass sie wieder sichtbar waren. Und die Besucher waren neugierig und sehr entspannt. Die Leute wussten, dass sie sich sicher fühlen konnten. Es gab ein paar Wartezeiten, die gelassen hingenommen wurden. Ansonsten hat sich alles gut verteilt.

Wieviele Besucher hatte die restart?

Wir hatten 1500 Gäste an drei Tagen. Das macht uns Mut und Hoffnung für den Oktober! Und es zeigt, dass die Marke ARTMUC funktioniert, und dass die Leute Lust auf Kunst haben. Als Messeveranstalter hängt alles von den Eintritten ab. Wenn wir bei der ARTMUC auf der Praterinsel etwa drei Viertel der Besucher von 2019 haben, also ungefähr 4500 Besucher, würde das bedeuten, dass unsere GmbH weiterbestehen kann.

Ziel ist eine gute Null, es geht dieses Jahr nicht um Gewinn. Es geht darum, Flagge zu zeigen, präsent zu sein. Das spüren auch die Künstler und die Besucher, und das ist das allerwichtigste im Moment.

Ist das öffentliche Coronamanagement angemessen?

Nein. Warum Fußball Prioritäten genießt, auch der ÖPNV, erschließt sich mir nicht. Das lässt sich nur erklären, wenn man annimmt, dass diese Bereiche eine bessere Lobby als der Kultursektor haben. Kultur ist der zweitgrößte Wirtschaftsbereich im Land, wird aber behandelt, als wären die Künstler tumbe Bittsteller. Die Hilfsprogramme sind sehr fragwürdig aufgestellt. Die Politik verbreitet Panik, man muss ja nur die Schlagzeilen lesen und die Nachrichten hören. Natürlich muss man vorsichtig sein, aber doch bitte mit Augenmaß. Jeder Veranstalter hat inzwischen ein seriöses Hygienekonzept. Angst ist kein guter Ratgeber.

Wie gehen die Künstler damit um?

Die Künstler sind sehr froh, dass sie überhaupt wieder sichtbar

werden. Es wurde auch wirklich gut verkauft, und das fördert eine Aufbruchstimmung. Die Besucher sind bereit, für Kunst Geld auszugeben. Die richten ihre Wohnungen neu ein und brauchen neue Bilder. Und das sind auch nicht nur kleine dekorative Sachen, sondern auch große und sehr experimentelle Varianten. Die Bereitschaft bei Besuchern und Künstlern ist sehr deutlich vorhanden, auch unter anderen Voraussetzungen mit dem Markt umzugehen.

Wie bereitest Du Dich auf den Oktober vor?

So flexibel wie möglich alle Kooperationen mit allen Beteiligten gestalten. Ausreichend Hygiene-Artikel kaufen. Ausreichend, also mehr, Personal einstellen. Die Nerven behalten.

Was empfehlst Du den Politikern, die über Stop and Go entscheiden?

Nicht nur Fußball oder Lufthansa, sondern auch die Kulturbranche im Blick haben: Da hängen mehr Existenzen und Interessen dran als bei Ballspielen, bei denen sich die Spieler schwitzend aneinander festhalten. Nächstes Jahr sind Wahlen! Da sollten die Politiker jetzt mehr Mut beweisen und mehr Vertrauen in die Vernunftbegabung zivilisierter Kunstfreunde setzen. Veranstaltungen unterschiedlicher Art – Volksfest, private Hochzeitsfeier, Theaterbesuch, Kunstmesse – sollten nicht über einen Kamm geschert werden. Das führt nicht nur zu gesteigerter Verwirrung, sondern zu massiven Frustrationen. Und die öffnen abseitigen Theorien Tor und Tür. Die Maßnahmen müssen demokratisch und transparent entschieden werden, nicht als Hauruck und im Alleingang einzelner Politiker. ||

INTERVIEW: CHRISTIANE PFAU



Raiko Schwalbe | © Marcus Schiav

ARTMUC MESSE

Praterinsel | 22. bis 25. Oktober | Do: Vernissage 19 bis 22.30 Uhr | Fr/Sa: 12 bis 19 Uhr | So: 12 bis 18 Uhr | Tickets: Tageskasse und online | www.artmuc.info

|| VORMERKEN! ||

22. bis 25. Oktober

HIGHLIGHTS INTERNATIONALE KUNSTMESSE MÜNCHEN 2020

Residenz München, Eingang Kaiserhof | Residenzstraße 1 täglich 10-19 Uhr | 22.10. bis 22 Uhr | Tickets: an der Tageskasse www.munichhighlights.com

Die HIGHLIGHTS Internationale Kunstmesse München bleibt auch in diesem Jahr auf Kurs. Die exquisite »Boutique-Messe mit elegantem Flair« präsentiert veritable Highlights an Kunstwerken und Antiquitäten, von der Antike bis zur Gegenwart – alles, was das Sammlerherz höher schlagen lässt. Zum Beispiel eine Prunkschatulle Friedrich des Großen, Gemälde von Stuck, Nolde und Gerhard Richter, ein Foto-Diptychon von Helmut Newton sowie eine Studie von Max Liebermann zu seinem »Münchner Biergarten«. Auch für Nicht-Käufer lohnt der Besuch dieses imaginären Museums. 27 Aussteller teilen sich die Bronzesäle der Residenz, von der Spitze des internationalen Kunsthandels bis zu ausgewählten Newcomern, wie erstmals die Münchner Galerie Jordanow mit Fotoarbeiten von Vera Mercer.

Anzeigen

GÄRTNER PLATZ THEATER

SCHLAU DIE FRAU

DIE KLUGE
Oper von Carl Orff

ab 21.10.2020

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | gaertnerplatztheater.de

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Mondschein

IN FELDERN

Zeitgenössischer Tanz
von **Stephan Herwig**

29. (UA) – 31.10.2020
www.schwerereiter.de

Das internationale Figurentheaterfestival München hat einen neuen Namen und stellt mit einer gigantischen Corona-Ausgabe dem Einfallsreichtum des Genres ein Spitzenzeugnis aus.

SABINE LEUCHT

Die zwei sind ein schräges Paar: Der knuddelige Panda, der sich existenzielle Fragen stellt – und der schlaksige Mann, der ihm dies ermöglicht. Er leiht ihm seine sonore Stimme, hilft ihm, sich am Bauch zu kratzen oder einen unsichtbaren Luftballon aufzublasen. Nur mit seiner Unterstützung kann der Kleine mit diesem Ballon fliegen wie weiland Pu der Bär – und doch stört ihn die Abhängigkeit von der Hand, die ihn führt. Das tschechisch-slowenische Teatro Matita kommt mit dem schwarzhumorigen »Happy Bones« nach München, worin der Musiker und Puppenspieler Matija Solce und die plüschige Quasselstrippe auf Selbstfindungstrip anfangs ganz alleine auf der Bühne sind. Enger als es derzeit erlaubt ist. Aber was soll's!

Puppen haben kein Corona. Deshalb dürfen sie ihren Spielern auch so nahe kommen, wie es beide gerade brauchen. Trotzdem hing das Figurentheaterfestival München im April an einem seidenen Faden. Zwar fertig geplant, aber eben in einer Zeit vor unserer Zeit – international, ohne formale Schere im Kopf und in der Hoffnung auf volle Säle. Von »So tun, als wär nix« bis »Ausfallen lassen!« standen laut Jörg Baesecke fünf mögliche Szenarien im Raum. Der Präsident der Gesellschaft zur Förderung des Puppenspiels, genauso wie Frauke von der Haar, die neue Direktorin des Münchner Stadtmuseums, sind nun beide froh, dass Festivalleiterin Mascha Erbelding sich das Spielen partout nicht ausreden lassen wollte. Von der Haar lobt Erbeldings »Kampfgeist« und freut sich auf ihr erstes Figurentheaterfestival. München kennt dessen wechselnde Gestalt seit 24 Jahren, muss sich aber künftig an einen neuen Namen gewöhnen: »Wunder.« heißt das Internationale Figurentheaterfestival München ab sofort. Ausgesprochen wird das »wunder Punkt«. Denn es will natürlich verzaubern und staunen machen, aber auch dort hinschauen, wo es weht und brennt. Der Name, sagt Erbelding, habe sie und ihre Kooperationspartnerinnen Andrea Gronemeyer von der Schauburg sowie Marion Schäfer und Conny Beckstein vom Verein Kultur & Spielraum während der letzten Monate getragen und darin bestärkt, dass ein so verstandenes Theater gerade wichtiger ist denn je.

Ein erstes Wunder ist schon mal, dass das Festival stattfindet. Ein zweites, dass es trotz weitreichender Umplanungen

so groß und in begrenztem Umfang auch international geblieben ist. 30 Produktionen aus Tschechien, Slowenien, Frankreich, der Schweiz, Israel und Deutschland beleben 16 Tage lang die bewährten Spielorte vom HochX bis zur Pasinger Fabrik, aber vermehrt auch den Stadtraum. Bei dessen Eroberung kommt dem Figuren-, Objekt- und Materialtheater seine ohnehin fantastische Vielseitigkeit zugute. So gibt es etwa einen Audiowalk im öffentlichen Raum oder einen nächtlichen Parcours durchs Stadtmuseum, bei dem eine »Séance« (von Dekoltas Handwerk) und Ariel Dorons »Unboxing« pünktlich zu Halloween für Gruselstimmung sorgen dürften. In einem »Lobbüro« kann man sich in Fünfergruppen bei »Experten für angewandte Anerkennung« Bauchpinselungen abholen (Flunker Produktionen, Wahlsdorf) oder man greift solo zum Telefon, wenn Anna Kpok anruft, um Geschichten über Macht und Denkmäler loszuwerden (»Wir müssen reden«). Das Berühren wunder Punkte ist dabei ebenso intendiert wie bei der familiären Tiefenbohrung der Berliner Puppenspielerin Ute Kahmann, deren Vater alleine in den Westen rübermachte und dort ein

aufgebaut, die man sich mit seiner eigenen Taschenlampe erleuchten kann und dabei auf Geschichten stößt. Im Trailer sieht man einen kleinen Mann einen großen Stein schieben und denkt an Sagen und Märchen. Erbelding spricht von »einem Jedermann, der sich in seinem Leben zurechtfinden muss.«

Klein und zart dürfte auch das meiste sein, was beim vierten Papiertheaterfestival im Bürgerpark Unterföhring zu sehen ist, das vom 22. bis 25. Oktober ein ganz eigenes Programm zeigt und nur vermarktungstechnisch unter das Dach des Wunder-Festivals geschlüpft ist. Aber es geht natürlich auch groß, ja gigantoman: Mit »Punch Agathe« kommt der größte Kasper der Welt nach München. Agathe ist weiblich, schwarz – und wird mit Unterstützung ihrer künstlerischen Eltern aus Melbourne, Stuttgart und Kinshasa mit dauerhungriger »Moneymaus« und einem extra für sie angefertigte »Pucci«-Täschchen am Marienplatz shoppen gehen. Wie auch immer man sich das vorzustellen hat. Coronatauglich, sagt Erbelding, sei es jedenfalls: Die Puppen sind abwaschbar, die Spieler tragen Ganzkörperanzüge. Dann ist auch in diesen Zeiten Klotzen nicht verboten.

Weil es ihr wichtig war, die Künstler zu unterstützen, was ja immer am besten geht, indem man sie arbeiten lässt, wurde wenig abgesagt. Einige Gruppen kommen mit anderen als den ursprünglich eingeladenen Produktionen, andere haben Outdoorversionen ihrer Stücke erarbeitet. Und sieben neue Koproduktionen sind entstanden: So verhandelt etwa das Stuttgarter Ensemble Materialtheater in »Im Notfall nicht die Scheibe einschlagen« in telefonzellengroßen Glaskästen den Individualismus der westlichen Welt – ganz zeitgemäß auch mit Klopapier. In der Videoinstallation »Die Resi und der Kasperl« lässt das Münchner Kollektiv »What you see is what you get« Altenheimbewohner mit ausrangierten Puppen über ihre Erinnerungen ins Gespräch kommen, und die United Puppets aus Berlin laden Kinder zur Zoom-Geburtstagparty einer 250-jährigen Schildkröte ein.

In der diesjährigen Märchenzentrale Pasinger Fabrik können die Kids selbst ein Stück kreieren, außerdem kommt die immer tolle Margret Gysin, und ein »Rotkäppchen« mit Liveillustrationen und -musik liefert viel von dem Sinnenoverkill, den Kinder gerade jetzt brauchen. Während das Stuttgarter Duo Meinhardt & Krauss, das meistens für Erwachsene arbeitet, in dem Roboter Märchen »A.L.I.C.E Lost in Cyberland« Lewis Carrolls bekannte Heldin durchs Kaninchenloch dahineinführt, wo während der Home-schooling-Wochen viele Eltern ihre

Kinder aus den Augen verloren haben.

Um sie wieder zurückzuholen, sei auch das Programm in der Schauburg empfohlen, deren Intendantin Andrea Gronemeyer für möglichst viele Kinderstücke gekämpft hat, inzwischen aber für ein ausgemachtes Frauenstück schwärmt. In »Aeterna« vom Théâtre de Mouvement verzaubern eine ältere und eine junge Frau mit Tanz, einer langgliedrigen Kinderpuppe, einem multifunktionalen großen Stoffball und einer Maske mit vielen Gesichtern ein Publikum jeden Alters. Ohne Worte geht es dabei ums Frausein, um Nähe, Solidarität, Geburt und Tod – und was immer man darin sehen will. Das ist ja gerade das Wunder. ||

WUNDER. INTERNATIONALES FIGURENTHEATERFESTIVAL
Verschiedene Spielorte | 17. Okt. bis 1. Nov.

Verschiedene Vorverkaufsstellen, in der Regel keine Abendkasse
www.wunderpunktfestival.de



In »Punch Agathe« vom Figurentheater Stefanie Oberhoff fällt die Moneymaus ein bisschen größer aus | © Marius Alsleben

schwules Leben führte, ohne sich gegenüber seiner Familie zu outen. Der Trailer von »Queer Papa Queer« macht Lust auf eine tolle Mischung aus rotziger Direktheit und zartem Puppenspiel, die persönliche Verletzungen ebenso offenlegt wie die Geschichte des § 175.

Dass das Platzangebot in diesem Jahr besonders knapp ist, hat mit den Coronaregeln, aber auch mit den Darstellungsformen zu tun. Wenn die Figuren klein sind, brauchen sie Nähe. So arbeitet Tristan Vogt von Thalias Kompagnons aus Nürnberg in »Daheim in der Welt« mit winzigen Fundstücken (und kommt damit auf Anfrage auch in Kindergärten). Und in »Millefeuilles« hat die französische Compagnie Areski eine Pop-up-Kulisse en miniature

Shoppen mit Moneymaus, und dann ab ins Cyberland

Entdecke Deine Stadt!

Das Theater- und Tanzfestival Rodeo erkundet mit »Baustelle Utopia« gesellschaftliche Entwicklungen und geht dabei an die Ränder der Stadt.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Eigentlich war das fünfte Festival Rodeo ganz anders geplant. Das Kollektiv Simone Egger, Karnik Gregorian und Bülent Kullucu wollte das übliche Festivalformat von zwei Wochen sprengen und von 1. Mai bis 1. November die ganze Stadt bespielen. Die Produktionen und Works in progress der Münchner Theater- und Tanzszene sollten an ungewohnten Orten direkt zu den Bewohnern der Stadt kommen und sich durch den Kontakt mit den Menschen auch verändern oder neu positionieren. Das hat aus bekannten Gründen nicht geklappt. Nur an zwei glühend heißen Tagen im August zogen Künstler von Balkonen beäugt und gefilmt und von Anwohnern begleitet durchs Hasenberg und spielten auf öffentlichen Plätzen.

Drei Mal musste das Kollektiv den Spielplan umstoßen, musste Räume ganz neu planen und das allgegenwärtige Absperrband mitdenken. Das grundsätzliche Konzept konnte aber beibehalten werden. Das Pepper-Theater im Neuperlachener Einkaufszentrum PEP und der KulturBunt Neuperlach sind Partner des Festivals. Das MIRA-Einkaufszentrum, Stadtkultur 2411, Goldschmiedplatz und Treffpunkt Hasenberg, der Willy-Brandt-Platz in der Messestadt Ost, das OEZ in Moosach und die Pasinger Fabrik führen uns an die Ränder unserer Stadt, oft im Freien, das ist gerade einfacher.

In einer ehemaligen Pizzeria beschäftigt Maja Das Gupta sich mit dem OEZ-Attentat. Im Pepper tauschen in »Out of Area« ein ehemaliger deutscher Soldat und ein ehemaliger afghanischer Zahnarzt Erfahrungen aus, die zur gleichen Zeit und doch gedanklich weit voneinander entfernt in Afghanistan lebten. Im Liberty Café im KulturBunt Kulturhaus beraten Manuela Unverdorben und Ralf Homann als Teil einer weltweiten Beratungsindustrie ihre Kunden über Immobilienanlagen. Ihre satirische Performance »Entmiete Dich selbst« zeigt Strategien zur Erwirtschaftung maximaler Gewinne auf. In Pasing tauschen sich beim Meeting des IETM-Netzwerks lokale und internationale Theaterschaffende der freien Szene aus. Im brandneuen Kulturzentrum Luise in Sendling gehen Sandra Chatterjee und Sarah Bergh ihren eigenen und anderen Münchner Tanzgeschichten in »Chakkars. Moving Interventions« nach. Am gleichen Ort erforscht die Regisseurin Ayşe Güvendirin in »Recht(s) – über das Verbrechen an Marwa El-Sherbini« anhand des Blutbades im Landgericht Dresden rechte Tendenzen in Staat und Bevölkerung. Das ist auch Christiane Mudras Thema, die mit »Kein Kläger«, dem dritten Teil ihrer Trilogie über Rechtsterrorismus, durch die Stadt zieht und das Erbe der Nazijustiz freilegt. Eine Talkreihe in der Galerie Kullucu Gregorian begleitet das Festival. Es gibt viel zu entdecken. ||



Christiane Mudras »Kein Kläger« | © Christiane Mudra

RODEO 2020 – BAUSTELLE UTOPIA
Verschiedene Orte | 17. Okt. bis 1. Nov.
Infos: www.rodeomuenchen.de
Tickets: ticket@rodeomuenchen.de

Von der Hood in die Welt

Das neue Leitungsteam
der Münchner Kammerspiele
plant eine mannigfaltig
vernetzte erste Spielzeit

SOFIA GLASL

Vor der Realität kann sich niemand wegducken, schon gar nicht während einer Pandemie. Das aktuelle Motto der Münchner Kammerspiele scheint diesem Umstand proaktiv entgegenzutreten: »Die Wirklichkeit nicht in Ruhe lassen« will das neue Leitungsteam um Intendantin Barbara Mundel, die ab der Spielzeit 2020/21 für das Haus verantwortlich ist. Die Planungen für eine Neuausrichtung und das diesjährige Programm haben natürlich schon viel früher begonnen, doch »Corona ist ein Kontrastmittel, das Fragen, Themen und Probleme sichtbar macht und verstärkt«, so Mundel bei der Vorstellung der Spielzeit Ende Mai. Darauf müssten und wollten sie natürlich reagieren. Man merkt, dass es freudig brodelt an der Maximilianstraße. Mundel ist schwer zu greifen, der Spielplan bis kurz vor knapp noch in Bearbeitung. Die Gesundheitsauflagen müssen sowohl hinter als auch vor den Kulissen immer mitgedacht werden. Endgültige Infos gibt es nicht, lediglich Updates, aber ein bisschen Spannung darf ja auch bleiben. Ein stetiger Work in Progress sei das,

lacht die Leiterin der Pressestelle Diana Macumba am Telefon.

Die künstlerische Vernetzung des Theaters in die Stadt hinein, in die Viertel und Hoods, aber auch von dort aus in die Welt, ist das übergreifende Konzept von Mundel und ihrer Chef-dramaturgin Viola Hasselberg, die sie aus ihrer vorherigen Station in Freiburg mit nach München bringt. Neue Erzählungen suchen sie bei den Stadtbewohner*innen, ungehörte Stimmen und Perspektiven, die sie mit dem Ensemble aufnehmen und weiterspinnen wollen. Die Choreografin Doris Uhlich erarbeitet mit 30 Münchner*innen die Tanzperformance »Habitat/München«. In »The Assembly / Die Versammlung« reinszeniert die Kompagnie Porte Parole ein Abendessen mit vier Personen aus unterschiedlichen sozialen, kulturellen und demografischen Hintergründen mit all ihren Konflikten und Widersprüchen.

Es soll übergreifend um die Vernetzung und das Überbrücken, Umgehen, Überschreiten von Grenzen gehen, sowohl künstlerisch als auch kulturell. Pinar Karabulut und Mehdi Moradpour tauchen mit »Der Sprung vom Elfenbeinturm« in die Welt der Münchner Schriftstellerin Gisela Elsner ein, und Jessica Glause folgt den Spuren der Münchner Frauenbewegung in »Bayerische Sufragetten«, während Christine Umpfenbach eine umfassende Recherche über das Oktoberfestattentat 1980 vorlegt – den schwerwiegendsten Terroranschlag in der Bundesgeschichte, der jedoch kaum Eingang in das kollektive Gedächtnis gefunden hat.

Inklusion spielt genauso eine Rolle wie Fragen nach mehrsprachigen Übertiteln und die Zusammenarbeit mit der freien Szene. Gattungs- und Genregrenzen sollen in den Hintergrund rücken, weshalb Performance und Musik noch enger mit dem Schauspiel verwachsen sollen. Der Hamburger DJ, Kurator, Autor und selbsternannte Vinylarchäologe Sebastian Reier bringt seinen eklektischen wie umfassenden Wissensfundus ein, führt Formate wie »Alien Disco« weiter und entwickelt neue Konzepte. »Die Nostalgie der einen ist die Neugierde der anderen.« In diesem Spannungsfeld wolle er Menschen miteinander vernetzen, die sonst nicht zusammenfinden würden. Der Regisseur Jan-Christoph Gockel kommt mit seinem Haus- und Hofpuppenbauer Michael Pietsch vom Staatstheater Mainz, um seine Collagen aus Text, Musik, Film und Puppenspiel einzubringen. Der Medienkünstler Luis August Krawen will sich als Artist in Residence mit seinen 3-D-Animationen in die Arbeit des Hauses verweben.

Es sind große und wichtige Themen und Techniken, die sich das Leitungsteam hier vorgenommen hat und gerade deshalb leuchtet die breit gefächerte Teamstruktur ein, zumal es sich in jedem Bereich um Expert*innen und gut vernetzte Akteure der jeweiligen Szenen handelt. Dieses Vorhaben wirkt daher nicht wie eine Parade der politischen Korrektheit, sondern wie die Startrampe für eine wirkliche Vernetzung mannigfaltiger Lebensbereiche und Erfahrungswelten. Koproduktionen, Städtepartnerschaften und Künstlerresidenzen sollen dieses Netzwerk auch international wegbar machen. Nicht jede Perspektive wird der oder dem Einzelnen sofort zugänglich sein, manches wird für das Münchner Publikum funktionieren, manches nicht. Doch die Bündelung dieses Angebots, der Drang zur Vernetzung von Räumen, Themen, Künsten, Institutionen und Menschen macht Lust auf dieses neue Kollektiv und seine Ideen, und es wird spannend sein, sich auf diese synästhetische Herausforderung, manchmal auch Überforderung, einzulassen und diesen Work in Progress mitzuvollziehen. ||

www.muenchner-kammerspiele.de

Anzeigen

Ein Spielfilm von NIKLAUS HILBER mit SVEN SCHELKER

DIE STIMME DES REGENWALDES

„Eine aufwühlende Geschichte in majestätischen Bildern“

Ab 22. Oktober 2020 im Kino
stimmedesregenwaldes.de

KOY KOY Kiosk, Touch, Miseducation
Munich 1: Paddy Steer & Masters
of The Universe, Eine Jugend
in Deutschland, Habitat / München,
Ich bin's Frank, The Assembly
/ Die Versammlung, Liebe. Eine
argumentative Übung

muenchner-kammerspiele.de

Spielzeit 2020–21
ab 8. Oktober 2020
**MK: Die Wirklichkeit nicht
in Ruhe lassen**

DAS PERFEKTE SCHWARZ

EIN FILM VON TOM FRÖHLICH

AB 12. NOVEMBER IM KINO



Vincent Sauer, Nina Steils, Anne Stein, Silas Breiding | © Arno Declair



Antonia Alessia Virginia, Steffen Link, Steve Stymest | © Gabriela Neeb

Krisen-Euphorie

Sapir Heller macht »Das hässliche Universum« zum Antistück der Stunde.

SILVIA STAMMEN

Wo ein kaputter Toaster kaum noch repariert, sondern am liebsten gleich durch das nächste kurzlebige Modell ersetzt wird, hat es eine Welt schwer, die von einer multiplen Krise in die nächste taumelt. Wer will sich da noch mit kleinteiligen Problemlösungsversuchen aufhalten? Man könnte doch auch »Das hässliche Universum« einfach abfackeln und dazu ein fulminantes Begräbnis mit allen Lieblingsongs inszenieren – vielleicht gibt es ja im nächsten Schlussverkauf ein neues zum halben Preis. Eine ominöse Rattenfängerin namens Rosa spukt in Laura Naumanns kruder Untergangsfantasie aus dem Jahr 2017 durch die digitalen Netzwerke besorgter engagierter Bürger, die ihrem finalen Aufruf »Alles muss brennen« bedenkenlos nachkommen. Mit doppelbödigem Ironie nimmt Naumann die krisenmüde Endzeitstimmung erschöpfter Selbstoptimierer aufs Korn, die mit einem Funken egal welcher Ideologie schnell brandgefährlich werden kann. Etwas diffuse Prototypen sind dabei eine alleinerziehende Mutter, die erst vom sinnstiftenden Kampagnenjob träumt und zum Schluss fatalistisch mit den Kindern auf dem kokehenden Sofa kuschelt, und der Woke-Typ von nebenan, der sich gern als weißer Ritter seiner PoC-Nachbarin sehen würde, die ihn ungerührt abblitzen lässt.

Regisseurin Sapir Heller sucht in der losen Szenenfolge mit überbordenden Abschiedslitaneien erst gar keine differenzierte Analyse grassierender Radikalisierungsprozesse, sondern bürstet das grummelnde Unbehagen in Naumanns dispartem Untergangslamento einfach mit erfrischender Euphorie gegen den Strich. »The Goodbye-Show« blinkt es bunt über der leeren Bühne, und es ist zum Heulen witzig und charmant, wie die vier Akteur*innen sich in diesen Showdown hineinsteigern, mit eigenwilligen Coverversionen von Blur bis Bon Jovi und bizarren Super(wo)men-Kostümen (Anna van Leen) – Nina Steils gibt das blumengeschmückte Frida-Kahlo-Double, Vincent Sauer performt wie Freddy Mercury, Anne Stein glitzert als Countrysternchen und Silas Breiding mimt den blonden Helden für alles irgendwo zwischen Siegfried und Gladiator. Mit ganz viel Spielwut und Lust am letzten Abgesang schwelgen die vier in verwirrem Weltschmerz und trotzigen Verweigerungsarien und lassen dabei alle Corona-Einschränkungen prompt vergessen. Das mag nicht tief reflektiert sein, macht aber gerade deshalb Spaß, weil Krise hier mal ganz ohne Betroffenheitsgebot schlicht und absurd ausgespielt wird. Und der Schwung, den alle Beteiligten dabei an den Tag legen, würde gewiss auch noch für eine nächste Runde reichen. ||

DAS HÄSSLICHE UNIVERSUM

Volkstheater | 7. Okt. | 20 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Welten, die sich berühren

Noam Brusilovskys »Gehörlosen-Hörspiel« bekennt sich zum Scheitern und gewinnt.

SABINE LEUCHT

Ein Experiment, dessen Scheitern gewiss ist. Ein Versuch der Annäherung über Grenzen hinweg, die erst während dieses Versuchs ihre Konturen gewinnen. Und eine kleine Reflexion über Schallwellen als Ausnahmeerscheinung im Universum: All dies ist Noam Brusilovskys »Gehörlosen-Hörspiel«, mit dem das Volkstheater im September eine den Corona-Einschränkungen zum Opfer gefallene Premiere nachholte. Die große Bühne, auf die die Produktion dafür umziehen musste, sieht sich darin in eine Art Studio verwandelt. Hinten der Technikraum, regiert von Antonia Alessia Virginia, links das offene Schreiblabor, in dem Steffen Link und Steve Stymest ihre Ideen zu diesem unmöglichen Vorhaben in die Tasten hämmern. Und rechts sitzen alle drei abwechselnd vor einer Leinwand – für einen Bekenntnis-Staffellauf in Gebärdensprache, der für alle Nicht-Signer übertitelt wird.

Und zunächst hat man als Zuschauer viele Fragen: Wie passt all das zusammen? Ist die Beziehung zu einem Starregisseur, von der Antonia erzählt, ihre eigene? Oder teilen sich alle die Beichten von Steve, dem einzigen Gehörlosen im Team? Ist der Schauspieler Steffen, der Steve so verliebt anschaut, selbst involviert oder nur Platzhalter für Noam? Letztlich ist all das egal, und man schaut – und hört, denn nach zirka einer halben Stunde wird auch gesprochen – den dreien gerne zu, die mutig und behutsam aufeinander zugehen. Der selbstbewusste Gehörlose, der demonstriert, dass er nicht stumm ist. Der Hörspielregisseur, der das, was Hörende hören, sicht- und fühlbar machen will. Der Schauspieler, der seine mühsam trainierte Stimme gleich wieder einpacken muss, und die Geräusche in Lichteffekte übersetzende Soundkünstlerin.

Wie Brusilovskys Solo »Orchiektomie rechts« ist auch dieser Abend ein Zeig-mir-deine-Wunde-Ding mit Humor, in dem Verletzungen ohne jede Wehleidigkeit auf den Tisch kommen. Wenn sich Steffen und Steve über die ganze Bühnenbreite hinweg antanzen, spürt man die Luft zwischen ihnen und ihren Welten knistern. Apropos Welt: Der Abend erzählt auch von den Raumsonden Voyager 1 und 2, die die NASA 1977 ins All schickte – mit Menschheitszeugnissen wie Liedern, Alltagsgeräuschen und Grüßen an multilinguale Aliens in 55 Sprachen, abgespeichert auf Platten, die 500 Millionen Jahre überdauern sollten. Nur dass sich Schall, wie man inzwischen weiß, im Vakuum nicht ausbreiten kann. Diesen Gimmick spart sich Brusilovsky bis zum Ende auf. Er rückt das Selbstverständnis der Hörenden als Regelfall ganz ordentlich zurecht. ||

GEHÖRLOSEN-HÖRSPIEL

Volkstheater | 9. Okt. | 20 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Das Gewissen der Drohnengötter

Eos Schopohl inszeniert mit »Grounded« feinfühlig den Monolog einer Kampfpilotin.

GABRIELLA LORENZ

Diese Frau liebt ihren Job als Kampfpilotin. Wenn sie ihren F-16-Jet in das Blau des Himmels hochzieht und irgendwo in Nahost Raketen abregnen lässt, ist sie glücklich. Bei einem Heimaturlaub verliebt sie sich in Eric, heiratet, bekommt eine Tochter. Nach drei Jahren fehlt ihr das Fliegen – sie meldet sich zurück zur Army. Doch jetzt steht ihr Pilotensessel in einem Container in der Wüste bei Las Vegas. Statt in das Blau des Himmels schaut sie auf einen Bildschirm und steuert per Joystick bewaffnete Drohnen. Entdeckt sie Menschen auf den grauen Landstraßen, entscheidet ein anonymes Team, ob es diese für potenzielle Terroristen hält. Das Urteil »schuldig« gibt ihr über Kopfhörer den Befehl zum Abfeuern der Bombe per Knopfdruck. Abends fährt sie heim zu Mann und Kind.

Der US-Autor George Brant beschreibt in seinem fesselnden Monolog »Am Boden (Grounded)«, uraufgeführt 2013, was der virtuell-reale Drohnenkrieg vom Boden aus in den knopfdrückenden Bomberpiloten auslöst. Denn er verursacht mehr posttraumatische Belastungsstörungen als der Einsatz in Kampffjets, weil dort berufsmäßiges Töten und Privatsphäre strikt getrennt bleiben. Bei der namenlosen Erzählerin machen ihre anfänglichen Allmachtsgefühle (»wir sind die Drohnengötter«) zunehmend Zweifeln Platz, ob sie die »schuldigen« Menschen zu Recht in den Tod schickt. Früher konnte sie Verdächtige aus der Luft genau beobachten und musste selbst entscheiden, nun wird ihr die Verantwortung abgenommen. Die Bilder verfolgen sie in ihr Familienleben – und umgekehrt, bis sich beide Welten eines Tages in einer entscheidenden Situation überlappen. Militärische, moralische, ethische und persönliche Werte verdichten sich untrennbar.

Im Theater Viel Lärm um Nichts stellt die feinfühlig Regisseurin Eos Schopohl ihre Darstellerin in einem minimalistischen schwarzen Raum (Lucia Nussbächer) vor ein Mikrofon. Katrin Wunderlich erzählt und spielt mit stetig wachsender Spannung die Emotionen der Kampfpilotin: Warum sie sogar im Container in ihren Kampfanzug schlüpft, wie ihr Mann zu Hause darauf reagiert, wie sie ihre kleine Tochter liebt. Schattenspiele und Videoeinblendungen deuten an, welche Bilder in ihrem Kopf sich mit der Realität überlappen. Ardhi Engl macht mit seinen wundersamen Musikgeräten live die flirrende Vermischung der Wahrnehmungen hörbar. Und Katrin Wunderlich zeigt in Schopohls Regie hochkonzentriert und hochspannend, wie ein Mensch an seine psychischen Grenzen gelangt, bis er am Boden ist. ||

GROUNDLED

Theater Viel Lärm um Nichts in der Pasinger Fabrik bis 14. Nov. | Do bis Sa 20 Uhr | Tickets: 089 82929079
www.theaterviellaermumnichts.de

Anzeige

NOVEMBER 2020

PREMIEREN

7. November 2020, Marstall
Uraufführung

MEHR SCHWARZ ALS LILA

Ein partizipatives Projekt mit Jugendlichen und einem Schauspieler des Ensembles nach dem gleichnamigen Roman von Lena Gorelik für die Bühne bearbeitet von Lena Gorelik
Inszenierung Daniela Kranz

14. November 2020, Residenztheater
Uraufführung/Auftragswerk

DER KREIS UM DIE SONNE

von Roland Schimmelpfennig
Inszenierung Nora Schlocker

20. November 2020, Residenztheater

GOTT

von Ferdinand von Schirach
Inszenierung Max Färberböck

REPertoire

AMPHITRYON

Lustspiel von Heinrich von Kleist
nach Molière

DANTONS TOD

von Georg Büchner

DAS ERDBEBEN IN CHILI

nach der gleichnamigen Novelle
von Heinrich von Kleist

DIE DREI MUSKETIERE

nach Alexandre Dumas in einer Bearbeitung
von Antonio Latella und Federico Bellini

DER EINGEBILDETE KRAKE ODER DAS KLITIER DER REINEN VERNUNFT

von Peter Licht nach Molière

DER PREIS DES MENSCHEN

von Thimo Strutzenberger

LEONCE UND LENA

nach Georg Büchner

LULU

von Frank Wedekind in einer
Bearbeitung von Bastian Kraft

M(3) – EINE STADT SUCHT EINEN MÖRDER

(HÄSSLICHE FURCHT ODER SCHÖNSTE GEGENWEHR?)
Eine Konzertinstallation von Schorsch Kamerun
nach Fritz Lang und Thea von Harbou

ENSEMBLEABENDE

50 MAL LENZ – EIN VERSUCH

nach »Lenz« von Georg Büchner.
Eine Aufführung auf Zoom.

ANDROIDEN AUS MITTELDEUTSCHLAND

Ein Soloabend von und mit Mareike Beykirch

TRAUM EINES LÄCHERLICHEN MENSCHEN

nach einer Erzählung von Fjodor M. Dostojewski

#wasistlosimresi
residenztheater.de

RESIDENZ
THEATER



Jakob Immervoll und Henriette Nagel haben Probleme | © Arno Declair



Carolin Müller und Jonathan Hartmann erkunden die Welt | © Arno Declair

Carmen auf Butterfahrt

Stefan Kastners »Carmen Sedlmayr« führt Bizets Oper ins Vorstadtmilieu.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Wer die Theaterarbeiten von Stefan Kastner kennt, erwartet verschoben philosophische Figuren, die hinten und vorne nicht zusammenpassen, als ob das Universum wie in einer Schneekugel durcheinandergewirbelt worden wäre und sich dann völlig neu geordnet wieder auf dem Boden abgesetzt hätte. Und natürlich Musik. Die spielt auch in Kastners neuester Inszenierung »Carmen Sedlmayr« eine tragende Rolle, beginnend mit der scheppernden Ouvertüre von »Carmen« und hübschen Klaviereinspielungen. Und Rainer Hausteil ist wie immer irre philosophisch, wenn er als Kunsthistoriker Beeren- donk an Chauffeur Serge (Christiane Brammer) die Wichtigkeit des Impressionismus und die Zumutungen als Mitbesitzer eines Kondensmilchkonzerns hinredet.

Aber eigentlich geht es ja um Norbert, einen in Isabel Kotts Verkörperung liebenswert kecken jungen Mann mit unter- schwelliger juveniler Aufsässigkeit, der ein Untermietzimmer (mit Bad) bei Irmgard Sedlmayr bezieht. Die frönt gerne ihren schwer erarbeiteten Erinnerungen an ihre goldene Jugend als »schwäbische Callas« am Theater Augsburg. Hach, waren das Zeiten, als sie die Christl von der Post und dann die Carmen spielte, in einer rasend modernen Inszenierung. Carmen auf Butterfahrt als Assistentin des Heizdeckenverkäufers, die ihr tödliches Ende während einer Pinkelpause an der Raststätte ereilt. Inge Rassaerts verleiht ihrer Frau Sedlmayr eine robuste Selbstverliebtheit, die sie unangefochten von der Außenwelt durchs Leben trägt.

Auf der Minibühne des Hofspielhauses, die Frau Sedlmays Wohnung andeutet, stoßen Norbert und seine Vermieterin miteinander an oder diskutieren über die ausstehende Miete. Alle anderen Kastner-Originale werden filmisch zugeschaltet. Und so sieht man Norbert durch ein Altbautreppenhaus steigen und im gutbürgerlichen Wohnzimmer bei der Hausbesitzerin Frau Butenschön (Susanne Schroeder) und ihrer Tochter Sophie (Lena Sammüller) seine Haut zu Markte tragen, um die Miet- erhöhung abzuwenden. Die Thalkirchner Straße und ein menschlicher Büstenhalter (Sepp Schmid) spielen eine nicht unwesentliche Rolle, ebenso wie ein abgehalfterter Nachtclub. Dort heuert Norbert an, nachdem er bei der Arbeit im Café Kustermann kein glückliches Händchen für Rucola und Feld- salat bewiesen hat. Bardame Yvonne (Rena Glück) hat es ihm angetan, doch nicht nur ihm. Und so kreuzen sich unselig schicksalhaft die Wege von Norbert, Beeren- donk und Nicole und es vollendet sich das Schicksal Yvones. ||

CARMEN SEDLMAYR

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | **8., 10., 11., 23., 24. Okt.**
20 Uhr (So 18 Uhr) | Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Ein Leben für die Frisur

Abdullah Karaca spitzt Ingeborg Bachmanns »Probleme Probleme« zur Groteske zu.

ANNE FRITSCH

Die Bühne ist verhüllt in Plastikfolie. Vincent Mesnaritsch hat eine sterile Welt geschaffen, von Podesten in verschiedenen Größen und Höhen strukturiert. Leise ertönt »An der schönen blauen Donau« von Johann Strauss (Sohn). Ein Telefon klingelt abrupt, drei mit Folie zugedeckte Gestalten fallen unsanft von den Podesten auf den Boden. Jakob Immervoll, Henriette Nagel und Max Poerting sehen aus, als wären sie einem expressionistischen Film entsprungen. Elke Gattinger hat ihnen schwarz-weiße Kostüme verpasst und sie düster geschminkt. Alle drei spielen sie die Beatrix, die Hauptfigur in Ingeborg Bachmanns Erzählung »Probleme Probleme«.

Abdullah Kenan Karaca hat den Text fürs Volkstheater adaptiert und zeigt mal wieder, wo seine Stärken liegen: das Absurde im Alltäglichen offenzulegen, Menschen zu zeigen, die einen in all ihrer Skurrilität berühren, zum Lachen, aber auch zum Verzweifeln bringen können. Bachmanns Text ist da eine gute Wahl. Denn diese Beatrix lebt ihr Leben in einem Schwebezustand zwischen Wahnsinn und Entspannung, irgendwo sehr weit entfernt von dem, was wir für gewöhnlich Alltag nennen. Sie möchte vor allem ganz vieles nicht tun: auf- stehen, arbeiten, reden. All das empfindet sie als »Belastung«, was übrigens ihr Lieblingswort ist. Sie will schlafen, zum Fri- seur gehen und ihr Techtelmechtel mit Erich pflegen, der eine suizidgefährdete Frau daheim hat und deswegen ohne Auffor- derung den nötigen Abstand wahrt. Denn Berührungen, diese »grauenhafte Normalität«, in der man sich gegenseitig auszieht und anzieht, das ist nichts für sie.

Die Schauspieler*innen ziehen einen in den merkwürdigen Mikrokosmos der Beatrix, in dem ein ausgiebiger Tag beim Fri- seur wichtiger ist als regelmäßiges Essen. Und in dem eine durch die falsche Angestellte durchgeführte Haarwäsche zum Horrortrip werden kann. Karaca zelebriert diese abstrusen Momente als schauriges Schattentheater. Statt Handtüchern türmen sich die drei Beatrix barocke Folientürme auf die Köpfe. Der Regisseur mag es artifiziell, grell und expressiv. Manchmal wirkt das übergestülpt, hier aber bringt es die Vorlage zum Leuchten. Karaca setzt auf groteske Übertreibungen und spitzt das Gewöhnliche zu, bis es monströs wird. Immervoll, Nagel und Poerting reden über Frisuren und doch irgendwie über das ganze Leben. Es gibt an diesem Abend einige dieser magischen Theatermomente, in denen aus nichts alles wird. Oder eben aus einem missglückten Make-up die Katastrophe, die ein fragiles Lebensgerüst zum Einstürzen bringen kann. ||

PROBLEME PROBLEME

Volkstheater | Brienner Str. 50 | **4., 16. Okt.** | 20 Uhr
Tickets 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

Krise Mensch

Simon Solberg packt sämtliche Gegenwartsprobleme in »Indien«.

ANNE FRITSCH

Als es darum ging, ein Stück für das neue coronataugliche Repertoire des Münchner Volkstheaters zu finden, musste Simon Solberg nicht sehr lange überlegen: »Indien« von Josef Hader und Alfred Dorfer sollte es sein. Ein Stück über zwei Inspektoren, die im Auftrag des Fremdenverkehrsamtes die österreichische Provinz durchreisen, um die Gasthäuser auf Einhaltung der Hygienevorschriften zu überprüfen. Irgendwie aktuell, dachte der Regisseur und nahm den Text, der mit den beiden Autoren in den Hauptrollen auch zum Kultfilm wurde, als Steilvorlage für sein Spektakel.

Solberg macht sich komplett frei von der Vorlage, bei ihm besteht definitiv keine Gefahr, dem Film nachzueifern. Er schickt Carolin Hartmann und Jonathan Müller in eine Art Naturkundemuseum, in dem die Unzulänglichkeiten der Menschheit versammelt sind. Ausgerüstet mit Zollstöcken vermessen die beiden im Auftrag der »bayerischen Landesregie- rung von Deutschland« die Welt, in der wir leben. Die Zollstö- cke werden je nach Witterung und Reiseziel zu Skistöcken, Ghetto- blastern, Cocktails mit Strohhalmen oder Springseilen verborgen. Die beiden finden sich im Animationsprogramm eines Kreuzfahrtschiffs wieder, in einem Schlachthof und beim Skifahren mit Pudelmützen auf dem letzten deutschen Glet- scher. Während all dem doziert Hartmann und rappt sich schon mal durch die Münchner Vororte, während Müller per- sifliert und musiziert. Die beiden spielen sich in Ekstase, fürchten keinen Klamauk und kennen keinen Ekel.

Warum nicht mal alles an einem Abend, hat Solberg sich wohl gedacht. In seinem Naturkundemuseum der Krise Mensch geht es um alles oder nichts: Bolsonaro, Artensterben, Klimawandel, Corona, Flüchtlinge. Solberg nimmt sich die Vorlage und benutzt sie als Schleudersitz in die Gegenwart. Dort wird über die Essgewohnheiten in Indien philosophiert, hier über das Schlachten bei Tönnies. Dort fahren die beiden Inspektoren durch die von Pferdekopfpumpen geprägte Land- schaft östlich von Wien, hier jetten sie durch die globalisierte Welt. Das Prinzip bleibt, die Schlagzahl wurde deutlich erhöht.

Das alles ist nicht nur ein bisschen, sondern komplett drü- ber. Wer die Vorlage nicht kennt, kann sich nach diesem Abend getrost den Film anschauen, ohne sich zu langweilen. Viel haben beide nicht gemeinsam. Wer sich aber auf ein durchge- knalltes Menschheitsspektakel einlässt, der kann sich von die- sem Ideenfeuerwerk überraschen, überfordern, erheitern und durchaus auch zum Nachdenken animieren lassen. ||

INDIEN

Volkstheater | **6. Okt.** | 20 Uhr | Tickets 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

|| VORMERKEN! ||

6., 9., 10. Oktober

SIEGFRIED

HochX | Entenbachstr. 37 | 20 Uhr | Tickets: 089 90155102
www.theater-hochx.de

Siegfried, das steht für die Sagenwelt der Nibelungen, Hel- dentum, Germanenkult, Wagnerismus und auch für die Vereinnahmung durch die Nazis. Der Name Siegfried ver- eint tatsächlich die Bestandteile Sieg und Friede, Schutz, Sicherheit, ist Siegfried also ein Widerspruch in sich? Caner Akdeniz, Regiestudent an der Theaterakademie, begibt sich in seinem Debüt in der freien Szene auf die Spuren dieses urdeutschen Namens. Der Deutschtürke aus Nürnberg sucht in »Siegfried« seine Wurzeln und verhandelt mittels der Figur Siegfried deutsche Geschichte. Da geht es um jede Menge Mythos, literarische Aufarbeitungen, ikonografisch geprägte Vorstellungen und nicht zuletzt die Auseinandersetzung des Theaters mit der Figur. Die alles überragende Frage aber ist: Wird es ihm gelingen, Siegfried als Identifikationsfigur zu reanimieren? Und: Kann er Siegfried werden?

8. bis 11., 15. bis 18. Oktober

MUTTER SPRACHE

Teamtheater | Am Einlaß 2a | Do bis Sa 20 Uhr, So 16 Uhr
Tickets: 089 2604333 | www.teamtheater.de

Das Teamtheater setzt in der Spielzeit 2020/21 auf »Paare der heiteren bis klassischen Literatur«. Unter dem Titel »Ist man zu zweit weniger allein?« bringt es eine Reihe von Paar- geschichten auf die Bühne. Weniger heiter geht es in Werner Fritschs »Mutter Sprache« zu. Das Setting des Dramas für eine Dame erinnert an Herbert Achternbuschs »Gust«, der ein großes Vorbild für den Oberpfälzer Fritsch war. Umge- setzt hat die Geschichte das kongeniale Künstlerpaar Monika Manz und Gerd Lohmeyer. Manz ist Magda, Bauerntochter und Mühlenwirtin. Während sie bei ihrer im Koma liegenden Mutter (Lohmeyer, auch Regie) wacht, redet sie die Erin- nerungen an ein hartes Leben mitsamt seinen Toten an die stumme Mutter hin. So entsteht ein Panorama der letzten 60 bis 70 Jahre, ein Mosaik aus Persönlichem und Politi- schem und das Bild eines kargen, ausgewegten Lebens.

13. bis 15. Oktober

DEN STIEGLITZ HÖREN

dasvinzenz zu Gast im Pathos | Dachauerstr. 110d | 20.30 Uhr
Tickets: www.dasvinzenz.de/reservierungen

Eine rätselhafte Collage hat Cornelia Müller mit »Den Stieg- litz hören« geschaffen. Tatsächlich erschallt ein Zwitscher- konzert für drei Vogelstimmen, genauso wie eine gellende Glasharfe und deutsches Liedgut in dieser assoziativen An- näherung an Charlotte Salomon. Die in Auschwitz ermordete Malerin war vor den Nazis nach Südfrankreich geflohen und hatte nach einer kurzzeitigen Internierung im Lager Gurs, dem sie mit Glück entkam, aus annähernd 800 expressio- nistischen Gouachen ein Theaterstück in Bildern montiert, das ihr Leben erzählen sollte. Salomon nannte ihr Werk ein autobiografisches »Singspiel« und versah es mit Hinweisen auf Musikstücke. Cornelia Müller hat in ihrer Spiegelung des Lebens der 1943 in Auschwitz ermordeten Malerin ebenfalls einen Klangteppich gewebt, in dem sich die Geschichte der Familie Salomon wie in einem Kaleidoskop entfaltet.



Pola Jane O'Maras Gesicht auf dem titelgebenden Bau | © Arno Declair



Eine Spinne wirft ihren Schatten (Majo Cazares und Diego Salles) | © GOP

Gefangen im Gedankenschacht

Mirjam Loibl inszeniert Kafkas »Der Bau« als umfassende Paranoia.

SOFIA GLASL

Allzeit bereit ist das Tierchen in Franz Kafkas »Der Bau«. Welcher Spezies es angehört, ist unklar. Es könnte alles zwischen Kekse hortendem Pfadfinder oder vor der Apokalypse erzitterndem Prepper sein. Ein emsig wieselnder Wühler ist es auf alle Fälle, denn in seinem Dauermonolog berichtet es minutiös davon, wie es seine Höhle immer weiter optimiert: Vorräte praktisch verstauen, Eingänge gegen Eindringlinge absichern, genügend Notausgänge graben. Als es meint, ein Geräusch zu hören, schlägt diese Geschäftigkeit in Kontrollzwang um. Aus Mangel an äußeren Korrektiven lässt die selbst gewählte Isolation das Tier immer paranoider und psychotischer werden.

Die Regisseurin Mirjam Loibl und ihre Dramaturgin Rose Reiter interessieren sich genau für diesen fließenden Übergang von Angst zu Paranoia und haben sich deshalb dafür entschieden, den inneren Monolog für ihre Inszenierung auf drei Stimmen und somit drei Figuren aufzuteilen. Jan Meeno Jürgens, Steffen Link und Pola Jane O'Mara machen aus der Erzählung eine Konversation, die sich immer weiter um sich selbst dreht und zuspitzt. Die drei Alter Egos reden sich immer weiter in Rage und klettern dabei durch den Bau: In dem sonst beinahe dunklen Bühnenraum ist ein aus Holz gefertigter Schacht mit vier Ebenen aufgebaut, durch den die drei Figuren klettern.

Mit Knieschonern und Stirnlampen ausgerüstet, wirken sie wie moderne Bergarbeiter, doch wühlen sie vielmehr in ihrem eigenen Unterbewusstsein und machen durch dieses Wenden nach innen eine breite Identifikationsfläche auf. Nach Monaten der pandemiebedingten Selbstisolation erkennt sicherlich der ein oder andere eigene Gefühlslagen in dieser Konstellation wieder, aber auch politische Abschottungsversuche und Einkastelungen kommen in den Sinn. Die drei Stirnlampen sind für eine Stunde die hellste Lichtquelle im gesamten Theaterraum – das Sichtfeld der drei Darsteller ist das Einzige, das noch wahrnehmbar ist. In Dunkelheit ist die eigene Perspektive immer die vermeintlich eindeutigste und sicherste. Ob ein solcher Bau Schutzraum oder Festung ist, liegt natürlich am Standpunkt, von dem aus man auf ihn blickt. Objektiv betrachtet ist kein Unterschied wahrnehmbar, auch wenn subjektiv Welten dazwischen liegen. Mit dem letzten Satz der Erzählung schließt dann auch die Inszenierung, und er ist wahr und unwahr zugleich, weil von außen die Radikalisierung und Entgeißelung des Tierchens kaum zu erkennen ist: »Alles blieb unverändert.«

DER BAU

Volkstheater | wieder im Nov. | Tickets 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

|| VORMERKEN! ||

14. bis 17. Oktober

JENSEITS DES HORIZONTS

Rationaltheater in der Studiobühne TWM | Neuturmstr. 5 (Eingang am Kosttor) | 20 Uhr | Tickets: 089 335003
www.rationaltheater.de

Im Rationaltheater werden gerne die großen Themen verhandelt, Rassismus in »Lost Wings«, Revolution in »Fanal«, Krieg in »Lili Marleen«. In »Jenseits des Horizonts« des ukrainischen Autors Yurii Poimanov und des russlanddeutschen Schauspielers und Regisseurs Jurij Diez geht es um Migration. In Deutschland leben fast 19,3 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund: Italiener, Griechen, Spanier, Türken, Rumänen, Kroaten, Syrer, Österreicher ... und Russlanddeutsche, von denen manche nie wirklich hier angekommen sind. Am Beispiel ihrer Einwanderung setzt sich das dokumentarische Stück mit den Folgen der Traumata von Vertriebenen, Flüchtlingen oder Aussiedlern auseinander, die unter Identitätskonflikten und dem Gefühl leiden, enturzelt, nicht zugehörig und ausgegrenzt zu sein.

Licht im Schatten

Die neue GOP-Show »Sombra« erzählt von Kontrasten.

SABINE LEUCHT

»Sombra« heißt eine Hackerin im Shooter-Game »Overwatch«, ist Spanisch für Schatten und der Titel der neuen Show im GOP. In der predigt eine Märchenonkelstimme Kalenderweisheiten zur Interdependenz der Gegensätze: Ein wenig Erkenne-dich-Selbst, philosophische Aperçus und Küchenpsychologie addieren sich zum Versuch, einer artistisch exzellenten und smooth durchchoreografierten Show Bedeutungsschwere zu verleihen – und eine Art roten Faden, für den auch Mikail Karahan steht. Der Hamburger mit türkischen Wurzeln ist tatsächlich rot gekleidet, mit einem unwiderstehlichen Hundeblick und auch sonst allen körperlichen Vorzügen gesegnet, die ihn durch die Licht- und Schattenzonen des Lebens gleiten lassen sollten. Daher hätte er bei seinem vergnügten Herumtollpatschen in Szenen, in denen seine Artistenkollegen zur Hochform auflaufen, die Ermunterungen der Off-Stimme gar nicht nötig. Die Equilibristin Laura Picard brilliert in einer Art Handstand-comedy als maulwurfsartiges Wesen, das sich zu mannigfachen Hieroglyphen aufaltet. Akira Fukagawa entfacht mit zwei variabel illuminierten Stöcken einen Feuerwerkszauber, der mal nach Sternenhagel, mal nach Laserschwertkampf aussieht. Vor einer weißen Mauer kreieren Bewegungen und darauf reagierende Projektionen eine aktiv mitlebende Bühne, für die Regisseur Nikos Hippler schon in seiner Trommelshow »Impulse« eine Schwäche gezeigt hat, ebenso wie für die tänzerische Grundausrüstung. Wo andere Varietéabende einen Conférencier brauchen, leiten hier von Svenja Krebeck choreografierte Gruppenszenen zur nächsten Nummer über. Und die nimmermüden, spanisch angehauchten Gitarren von Wolfgang Stute.

Hier regiert akustisch wie optisch der Flow – und die Lust an eigentümlichen Bildern. So steckt der Kopf Diego Salles' zur Gänze in einem Riesenturban, der aus seinem roströten Vertikaltuch besteht. Wie er sich daraus befreit und wieder darin verschlingt, ist voller masochistisch angehauchter Zärtlichkeit und betörend schön. So wie auch vieles andere in der Show, in der nur das Duo Spirit auf spektakulärste Weise miteinander auf Tuchfühlung geht. Denn am Boden, in der Luft und auch privat sind Dmitrii und das Bauchmuskulwunder Luiza ein Paar. Und gerade, als man sich fragt, was der charismatische Tollpatsch Mikail eigentlich kann, kollidiert der mit einem Cyr-Reifen. Die dann folgende Nummer voller verlegener Ausweich- und ulkiger Sturzbewegungen verrät eine ganz spezielle Könnerschaft: ein Licht, das sich selbst in den Schatten stellt.

SOMBRA

GOP Varieté-Theater | Maximilianstr. 47 | bis 1. Nov.
Mi bis Fr, 20 Uhr, Sa 17.30 und 21 Uhr, So 14.30 und 18.30 Uhr
Tickets: 089 210288444 | www.varieté.de

18. Oktober bis 14. November

GRETES TRAUM

theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2 | Mi bis Sa 20 Uhr (18.10. 19 Uhr) | Tickets: 089 23219877 | www.undsofort.de

Bereits mit »The Fear of 13« hat Heiko Dietz, Leiter, Regisseur, Schauspieler und Autor in seinem theater ... und so fort, eine Gefängnisgeschichte auf die Bühne gebracht. Darin geht es um einen Mann, der in der Todeszelle sitzt. Sein neues Stück »Gretes Traum« handelt von zwei Frauen im Knast. Die eine ist zu lebenslänglicher Haft verurteilt, womöglich ohne Chance auf Aussetzung zur Bewährung. Wer die andere ist, bleibt erst einmal unklar. Sie könnte eine Besucherin sein, eine Anwältin oder vielleicht einfach nur eine Mitgefängene. Zwischen den beiden Frauen (Ute Pauer und Petra Wintersteller) entwickelt sich ein Gespräch, in dem es auch um Erlösung geht, aber die vor dem Tod. Ob das, was die eine getan hat, gerechtfertigt war, ob sie es noch mal tun würde und ob die Ideale von damals ihre Tat heute noch begründet erscheinen lassen.

Seelische Grausamkeit

Metropoltheater: Das Trennungsszenario »Ende einer Liebe« von Pascal Rambert.

GABRIELLA LORENZ

Der Titel benennt exakt das Thema. Ein Mann sagt seiner Frau, dass es aus sei. Endgültig vorbei. Er werde sie verlassen. Sein Erklärungsmonolog dauert eine Dreiviertelstunde und ist nichts weniger als der gnadenlose Versuch, seine Frau psychisch und seelisch zu vernichten. Mit unendlich vielen Worten und Wiederholungen. Sie steht ihm gegenüber und schweigt. Keine Zwischenrede, keine Antwort auf rhetorische Fragen, kein Kopfschütteln oder Nicken. Erst als er erschöpft gehen will, ergreift sie das Wort. Und er wagt nicht mehr, sie zu unterbrechen.

Zwei Abrechnungsmonologe, das klingt untheatralisch. Aber der französische Autor Pascal Rambert ist ein erfahrener Theaterautor und Regisseur. Die Bühnenwirkung liegt in den stummen, subtilen Reaktionen der Angesprochenen. Jochen Schölch hat diese bis ins Detail präzise inszeniert und Mara Widmann und Matthias Grundig spielen sie fabelhaft differenziert.

Sie stehen sich an den Enden eines von innen beleuchteten Laufstegs gegenüber, der quer den Theaterraum teilt, die Zuschauer auf beiden Seiten erleben, wie sich in diesem Ehekrieg die Positionen herauskristalisieren. Grundigs Stan wägt anfangs noch diplomatisch ab, eröffnet aber schnell den Vernichtungsfeldzug: Nichts an ihr erträgt er mehr, er will sie mit Worten töten, steigert sich in Mordfantasien: Jeder Satz hacke wie eine Axt Löcher in ihren Körper – es werde nur eine Blutlache von ihr bleiben. Sie hört scheinbar gefasst zu, aber Haltung und Mimik verraten Gefühle und Getroffenheit, während er sich mit seiner redundanten Kriegsrhetorik in den Mordrausch redet. Man erfährt vage, dass das Paar Kinder hat und offenbar gemeinsam arbeitet.

Er wähnt sich als Sieger, da übernimmt Mara Widmanns Audrey das Heft. Auch sie rechnet ab, doch aus anderer Perspektive: Sie verleugnet die frühere Liebe nicht, sondern erinnert sich ihrer, will das Schöne daran bewahren. Ihre Körpersprache wird lebhafter, sie streckt ihm sogar versöhnlich die Hände entgegen, um ihn aus der Hölle seines Innenlebens herauszuholen. Und Matthias Grundigs Haltung ändert sich vollkommen: Mit verbissenem Gesicht und zusammengekniffenen Augen gleicht er immer mehr einem geprügelten Hund. Senkt den Kopf, beugt den Oberkörper nach vorne, zuckt verkrampft wie unter Nackenschlägen. Und bricht in die Knie, als sie die Kinder erwähnt. Ihr Fazit am Ende ist deutlich. Wer in dieser packenden Aufführung überlegen bleibt, scheint klar, und doch lässt der Text jedem Zuschauer seine Deutung.

ENDE EINER LIEBE

Metropoltheater | 3., 6., 7., 9., 10., 16.–18. Okt. | 19.30 Uhr
Tickets 089 32195533, www.metropoltheater.com

21. bis 25. Oktober

KÜNSTLERISCHE POSITIONEN IM DEUTSCH-POLNISCHEN DIALOG

Pathos | Dachauer Str. 112 | verschiedene Zeiten
Tickets: 0152 05345609 | www.pathosmuenchen.de

Zurzeit mit ausländischen Gästen ein Festival auf die Beine zu stellen, das ist denkbar kompliziert. Dennoch stellen das Pathos und die Deutsch-Polnische Gesellschaft München im Oktober künstlerische Positionen im deutsch-polnischen Dialog vor. Das Teatr Wegajty hat für »Beztroska – Sorglosigkeit« Menschen besucht, die nicht ins Theater kommen, Inhaftierte, konservative Dorfbewohner, Psychiatriepatienten. Die Produktion stellt Fragen zur Zeit, über Demokratie, Ökologie, Globalisierung und vermischt dabei künstlerische Ausdrucksmittel zu einer Collage. Im Film »Impreza – das Fest« wird die Deutschpolin Alexandra mit den illiberalen Ansichten ihrer Verwandtschaft konfrontiert. Weronika Zalewska erzählt in ihrer Artist Lecture von Formen des künstlerischen Widerstands gegen die rechte Politik Polens.

Was der Mensch aus der Katastrophe lernt? Nichts.

Regisseur Ulrich Rasche eröffnete die Resi-Spielzeit mit Kleists Novelle »Das Erdbeben in Chili«.

GABRIELLA LORENZ

Erdbeben, Vulkanausbrüche, Wetterkatastrophen oder Pandemien wie die Pest galten den Menschen seit Vorzeiten als Strafe der Götter, die man mit Opfern besänftigen musste. 1647 ereignete sich in Santiago de Chile ein schweres Erdbeben. Darauf baute Heinrich von Kleist 1807 seine Novelle »Das Erdbeben in Chili« – eine luzide Analyse gesellschaftlichen Sozialverhaltens bei Katastrophen: Zunächst Auflösung der Standesgrenzen hin zu humaner Solidarität, danach der umso schlimmere Rückfall. Anheizer sind ideologische Scharfmacher wie hier ein Kleriker, der ein Liebespaar zum Sündenbock erklärt und den Mob zu Lynchmorden anstachelt. Parallelen zu heute drängen sich auf. Auch die Corona-Krise bringt rechte Hetzer, Verschwörungstheoretiker und Esoteriker zu gewaltsamen Protesten gegen den Staat als Ersatz-Sündenbock für den unsichtbaren Feind. Deshalb wählte Regisseur Ulrich Rasche, der corona-

bedingt die Resi-Spielzeit nicht mit Kleists Drama »Die Familie Schroffenstein« eröffnen konnte, diesen Text – und nimmt in seiner Inszenierung mit (überflüssigen) Fremdtext-Einsprengeln Bezug auf unsere Gegenwart.

Ohne große Bühnenmaschinerien geht bei Ulrich Rasche nichts: Im Resi konnte man zuletzt seinen »Woyzeck« auf einer Drehscheibe sehen, davor »Elektra« auf einem riesigen Spiralturm und »Die Räuber« auf zwei monumentalen Laufbändern. Alles entwirft Rasche selbst und hält seine Akteure darauf in Dauerbewegung. Stets ist die Bühne schwarz. Hier hat er eine Drehscheibe konstruiert, auf der mittig eine zweite aufliegt, was man im Parkett kaum merkt. Das Drehtempo und der Rhythmus einer eigens komponierten und live gespielten Musik (Komposition: Nico van Wersch) bestimmen das Schritt- und Sprechtempo der neun Darsteller. Man mag das anfangs enervierend finden, aber die Ein-



Rhythmus pur: v.l. Barbara Horvath, Pia Händler, Linda Blümchen, Antonia Münchow, Mareike Beykirch
© Sandra Then

heit von an- und abschwelliger Musik mit rhythmisch choreographierter Bewegung entwickelt einen faszinierenden Sog, der in Bann zieht.

Vier Schauspieler berichten schleppenden Schrittes und überprononciert den Beginn der Novelle: Das Schicksal der Liebenden Josephe und Jeronimo, die wegen eines unehelichen Kindes zum Tode verurteilt sind. Minuten vor Josephes Hinrichtung stürzt die Stadt ein, das befreit Jeronimo aus dem Kerker. Immer wieder wechseln die Darstellergruppen, vier Männer schildern Jeronimos Flucht und Suche nach Josephe, fünf Frauen deren Suche nach ihrem Kind. Als sich beide in einem idyllischen Tal wiederfinden und zu einer Solidargemeinschaft stoßen, senken sich drei milchige Licht-Rechtecke zu Boden und wirken wie große helle Fenster im Hintergrund. Eine lichte Verheißung einer besseren Welt?

Die Gruppe macht sich auf den Weg in die Stadt zu einem Dankgottesdienst im zerstörten Dom, die Lichtfenster leuchten oben blau als Kirchenfenster. Nebelmaschinen blasen Staub auf die Bühne, der alle bedeckt, auch die Verletzten, die sich vom Boden erheben – da scheint die Drehscheibe fast stillzustehen. Die Artikulation wird flüssiger, Chöre wechseln mit Text-Soli, Protagonisten schälen sich heraus: Johannes Nussbaum und Mareike Beykirch als Liebespaar (in unkleid-samen Kurz-hosen), Nicola Mastroberardino als edler Fernando, dem am Ende das Wort im Hals erstickt. Thomas Lettow als fanatischer Hetzprediger treibt den Chor in mörderische Aggression, die anschwellende Percussion und Synthie-Orgel drängen packend voran – bis alle Utopie einer humaneren Gesellschaft zerstört ist. ||

DAS ERDBEBEN IN CHILI
Residenztheater | 4. Okt. | 20 Uhr | 17. Okt. 19.30 Uhr | 18. Okt. | 18 Uhr | Tickets: 089 21851940 | tickets@residenztheater.de

Vatermörder unter sich

Das Theatermuseum zeichnet mit Bühnenbild-Entwürfen die Entwicklung des modernen Regietheaters nach.

Regietheater – das war in den 1970er Jahren ein Reizwort für viele ältere Theaterbesucher. Sie vermissten die »Werktreue«, wenn junge Regisseure wie Peter Stein, Claus Peymann oder Peter Zadek die Klassiker rigoros in die Gegenwart verpflanzten. Aber schon 1919 gab es Tumulte in Berlin, als Leopold Jessner »Wilhelm Tell« auf einer abstrakten Stufen-

bühne von Emil Pirchan inszenierte, ganz ohne Alpsee und hohle Waldgasse. Gegen die empörten Randalierer im Publikum musste die Polizei eingreifen.

Den Begriff »Regietheater« definiert Claudia Blank als »das Verhältnis eines autonomen Künstlers zum dramatischen Text«. Die Direktorin des Deutschen Theatermuseums in München präsentiert dazu eine Ausstellung, die Entwicklungslinien aufzeigt. Regietheater beginnt bereits um 1900 mit dem Berliner Intendanten Otto Brahm, einem Verfechter des Naturalismus. Beim Wiener Gastspiel von Brahms Ibsen-Inszenierung »Gespenster« erlebte der junge Fritz Kortner erstmals die Wucht eines aufeinander abgestimmten Ensemblespiels. Auch Max Reinhardt hat als Schauspieler bei Brahm bis 1902 sein Theaterverständnis erlernt, seine Weiterentwicklung ließ ihn später als Pionier des deutschen Regietheaters und Antipoden Brahms gelten.

Die Ausstellung trägt den Untertitel »Eine deutsch-österreichische Geschichte«, weil sich Claudia Blanks Auswahl auf acht Regisseure aus diesem Kulturraum beschränkt. Die Kooperation mit dem Wiener Theatermuseum sollte dort nach München gezeigt werden, das hat Corona verhindert. Viele Leihgaben stammen aus Wien, auch aus Salzburg, Berlin und Saarbrücken. Weil es damals noch kaum Fotos gab, illustriert Blank den Umbruch von der Hoftheatertradition zu einer moderneren Aufführungspraxis und deren Weiterentwicklungen mit gezeichneten Bühnenbildentwürfen. Denn zunehmend machte das oft abstrakte Bühnenbild den Bühnenbildner zum gleichberechtigten Interpretationskünstler neben dem Regisseur. Deshalb ist dies bis auf drei plastische Bühnenbildmodelle eine grafische Schau, die auf je zwei gegeneinander gestellten Wänden verdeutlicht, wie sich von Mentor zu Schülern, von Alt zu Jung, die Ästhetik verändert: von Brahm zu Reinhardt, Jessner zu Kortner, über Gründgens (ja, auch der) bis Zadek, Stein und Peymann. Dass ein Regisseur wie Brecht fehlt, ist mangelndem Bildmaterial geschuldet. Für das Theatermuseum ist das eine eher spröde, hochkonzentrierte Schau, nicht so sinnlich-opulent wie gewohnt.

Aber höchst informativ: Im Foyer liefern Fotos und Texte das biografisch-historische Unterfutter für die Generationenkonflikte, die immer auch Vatermorde waren (ursprünglich sollte das Thema »Regiegenerationen« heißen). Die Entwicklung bis heute zu verfolgen, habe die Möglichkeiten überstiegen, bedauert Claudia Blank, einige Videobilder im letzten Raum tippen die Gegenwart an. Den Ausblick auf heutige Regisseure bietet C. Bernd Sucher im Nachwort des über 400-seitigen Katalogs, in dem Claudia Blank ungeheuer detailreich die ästhetischen Zusammenhänge, Brüche, Einflüsse und Verzweigungen darstellt – üppiger Lesestoff für historisch interessierte Theaterfans. || lo

REGIETHEATER. EINE DEUTSCH-ÖSTERREICHISCHE GESCHICHTE
Deutsches Theatermuseum | Galeriestr. 4a bis 11. April 2021 | Di bis So 10–16 Uhr (nicht 1.11., 24., 25., 31.12.)
www.deutschestheatermuseum.de

CLAUDIA BLANK: REGIETHEATER. EINE DEUTSCH-ÖSTERREICHISCHE GESCHICHTE
Henschel, 2020 | 424 Seiten, 189 Farb- und s/w-Abb. | 38 Euro

Anzeige

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Sonntag 25.10.2020 19 Uhr
Montag 26.10.2020 20 Uhr

BERND ALOIS ZIMMERMANN
Konzert für Streichorchester

GUSTAV MAHLER
Lieder aus
»Des Knaben Wunderhorn«

LUDWIG VAN BEETHOVEN
2. Symphonie

DAVID AFKHAM
Dirigent

MATTHIAS GOERNE
Bariton

PHILHARMONIE IM GASTEIG
mphil.de | 089 54 81 81 400

Der Weg zum Gipfel

Über psychische Krankheiten redet man eher ungern. Vor allem, wenn man selbst betroffen ist. Im Café BERG & MENTAL fällt das jedoch ganz leicht.



Lasse Münstermann ist so gut gelaunt, dass man sofort Kaffee mit ihm trinken möchte | © Matthias Pfeiffer

Um der Tabuisierung von psychischen Krankheiten etwas entgegenzusetzen, gründeten Lasse Münstermann und seine Partnerin, die Bloggerin und Autorin Dominique de Marné, 2019 die Mental Health Crowd GmbH und machen seitdem mit Projekten, Workshops und Vorträgen auf das Thema aufmerksam. Im Dezember desselben Jahres öffnete mit dem BERG & MENTAL das deutschlandweit erste Mental Health-Café (inklusive Shop) als Begegnungs- und Informationspunkt – oder einfach als Anlaufstelle für eine gute Tasse Kaffee. Wir sprachen mit Lasse Münstermann über das Besondere und Wichtige dieses Konzepts und die Herausforderungen in Corona-Zeiten.

Herr Münstermann, die schwierigste Frage gleich zu Anfang: Warum gibt es in Deutschland nicht mehr Läden wie das BERG & MENTAL?

Gute Frage, aber da möchte ich doch differenzieren. Es gibt ähnliche Projekte, die in eine solche Richtung gehen. Aber die Art, wie wir uns aufstellen, ist doch einzigartig. Zumindest in Deutschland. Unser großes Vorbild ist das »Sip of Hope« in Chicago.

Innen geht es ja vor allem um das Thema Prävention. Können Sie das näher erklären?

In diesem Bereich passiert leider noch nicht sehr viel. Die meisten Leute sind erst bereit zu reagieren, wenn sie schon seelische Schmerzen haben. Wir wollen einen Raum schaffen, in dem man schon zuvor Kontakte knüpfen und sich Informationen beschaffen kann. Das Interesse ist grundsätzlich schon da. Als wir vor anderthalb Jahren mit unserer Crowdfunding-Kampagne begonnen haben, kamen mindestens zwanzig Anfragen aus anderen deutschen Städten, ob man sich nicht zusammensetzen und gemeinsam Konzepte ausarbeiten kann. Die hatten wir da allerdings selbst noch nicht und es braucht ja einige Zeit, um zu sehen, ob das alles so funktioniert. Aber das macht deutlich, dass es eine Nische gibt, die gefüllt werden möchte und es nur Menschen braucht, die Türen öffnen.

Wird das Café in erster Linie von betroffenen Menschen besucht?

Nein, eigentlich kommt schon eine ganze Bandbreite an Leuten. Auch normales Kaffee-und-Kuchen-Publikum, das dann merkt, dass wir noch viel mehr machen. Es entstehen oft ganz ungezwungene Gespräche, auch über eigene Betroffenheiten, die schon erkannt wurden. Diese Gäste genießen dann sehr diese offene Atmosphäre. Wir wollen klar machen, dass psychische Leiden nichts sind, für das man sich schämen muss.

Was war denn Ihr Gedanke bei der Inneneinrichtung? Es hat ja schon etwas von einer urbanen Berghütte.

Ja, das kommt von unserem Outdoor-Faible. Und auf Berghütten ist es auch völlig normal miteinander zu reden, egal woher man kommt und wer man ist. Warum gibt es sowas nicht in der Großstadt? Außerdem sollte es hell sein, nicht dunkel, was man ja gemeinhin mit psychischen Krankheiten verbindet. Wir haben zum Glück große Fenster und einen Ausblick ins Grüne. Und dann noch einen großen Eingangsbereich. Coronabedingt steht da gerade der Trenner mit den Flyern, aber normalerweise kommt man rein und blickt auf die fünf Tische. Für den Raum ist das eigentlich sehr wenig. Würden wir nur von Kaffee und Kuchen leben, bräuchten wir doppelt so viel und müssten auch alles anders bewerben. Aber wir wollten diese ruhige Atmosphäre beibehalten.

Das traurige Thema Corona haben Sie ja schon angesprochen. Wie haben Sie den Lockdown als junges Start-up erlebt?

Wir haben im Dezember letzten Jahres eröffnet und waren – ganz anders als prognostiziert – schon im Februar nah an der Gewinnschwelle. Und dann mussten wir schließen. Um es ganz klar zu sagen, wir stehen mit dem Rücken zur Wand und sind finanziell nahezu handlungsunfähig. Uns geht es wie vielen anderen auch, wir haben siebzig bis achtzig Prozent Einbußen. Deshalb strengen wir uns jetzt an, dass wir unsere Produkte so gut es geht verkaufen. Nur so können wir weiterbestehen. Aber um ehrlich zu sein, so darf es nicht weitergehen.

Das Bittere ist doch, dass es in einer psychisch belastenden Situation wie der jetzigen, einen solchen Laden mehr denn je braucht.

Das tut richtig weh. Viele Dinge wie häusliche Gewalt, die vorher geschlummert haben, sind jetzt offen zu Tage getreten. Man sieht daran auch, wie wichtig es ist, präventiv an der eigenen mentalen Gesundheit zu arbeiten. Ich würde mich riesig freuen, wenn Staat und Bezirk aus dieser Krise lernen und Wege finden, präventive Angebote bereits im Vorfeld einer Krise flächendeckend zu schalten. Das spart sicher viele Kosten ein. Und genau jetzt müssen wir offen sein, die Leute müssen ins Gespräch kommen und sich trauen darüber zu reden, was im eigenen Umfeld vielleicht so nicht möglich ist.

Haben Sie denn durch den Lockdown andere Möglichkeiten der Aufklärungsarbeit entdeckt?

Was das angeht, haben wir sehr stark an unserer Online-Präsenz gearbeitet. Das hatten wir eigentlich erst für das nächste Jahr auf der Agenda. Wir wollten erst das BERG & MENTAL als Laden etablieren, aber durch Corona wurde klar, dass wir nicht nur auf die Offline-Welt bauen dürfen. Es war für uns aber keine Option, zu jammern, das Café zu

schließen und es irgendwann wieder zu öffnen, wenn wieder Geld da ist. Wir brauchen es als Verständnis- und Netzwerkpunkt. Aber durch Plattformen wie Zoom gibt es kostengünstige und einfache Möglichkeiten, die Menschen auch online zu erreichen. Am 10. September haben wir den Vortrag »Reden statt Suizid« im Rahmen der »Krisenkraft« (ein Aktionsmonat zwischen dem 10.9. und 10.10.) in Zusammenarbeit mit Die Arche und dem Münchner Bündnis gegen Depression gehalten. 18 Gäste waren vor Ort und fünfzig vor der Kamera. So erreichen wir auch Leute von außerhalb, denen der Weg ansonsten zu weit wäre. Und so merkt man auch, dass man auch von zu Hause aus etwas für sich tun kann. ||

INTERVIEW: MATTHIAS PFEIFFER

BERG & MENTAL

Thalkirchner Straße 62 | Öffnungszeiten: Mi bis Fr 8–19 Uhr, Sa 13–19 Uhr, So 10–19 Uhr | 089 8990179751, www.bergundmental.de

Anzeige

ART MUC

Münchens größtes Kunstfestival

22. - 25. Oktober
München / Praterinsel

www.artmuc.info

Staatsballett 1: »Schwanensee« und »Giselle« sind, coronagerecht, wieder zu sehen. Einstudiert hat sie Ballettmeister Thomas Mayr. Ein Porträt.



Thomas Mayr im Probensaal bei der Arbeit an »Schwanensee«, im Hintergrund Yinhao Zhang und Lauretta Summerscales | © Katja Lotter

Genau auf den Menschen schauen

CLEA ALBRECHT

Vorab etwas zur Geschichte des »Maitre de ballet«. Tatsächlich hat sich dieser Beruf durch die Zeiten verändert. Die ersten »Tanzmeister« gab es ab dem 15. Jahrhundert an den kunstbegeisterten Renaissance-Höfen Italiens, bald darauf auch in Frankreich. Diese »Maitres de danse« gaben den Adligen Tanzunterricht, den sie oft selbst mit der Geige begleiteten. Gleichzeitig brachten sie dem adligen wie dem wohlhabenden bürgerlichen Nachwuchs die geltende Etikette bei. Sie arrangierten die Zeremonien und Bälle am Hofe wie auch die Tanzeinlagen in Oper und Schauspiel. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren sie für die Zusammenstellung der Musik verantwortlich, komponierten aber auch selbst. Erst im 19. Jahrhundert wandelte sich dieser Allzweck-Bewegungsarrangeur zum Ballettmeister eines Theaters oder einer Wanderbühne. In Personalunion war er nun Leiter, Trainer und Choreograf. Im besten Falle auch noch Verfasser von theoretischen Tanzschriften und Tanznotationen. Berühmtestes Beispiel ist wohl Jean Georges Noverre, dessen »Lettres sur la Danse et sur les Ballets« von 1760 die Abschaffung der Maske, ein geschlossenes Handlungsballett und den Gefühlsausdruck in der getanzen Geste propagieren. Die Bezeichnung Ballettmeister galt noch bis ins 19. Jahrhundert für solche Koryphäen der Choreografie wie Jean Dauberval, Filippo Taglioni, August Bournonville, Marius Petipa und Enrico Cecchetti.

Im 20. Jahrhundert erkämpfte sich das immer weiter ausgestaltete Ballett die Unabhängigkeit von der Oper und untersteht nun einem eigenständigen Direktor – mit jeweils einem oder mehreren Ballettmeistern an seiner Seite. Ihr Aufgabenbereich: Training, Probenleitung und Unterstützung ihres Leiters in organisatorischen oder auch künstlerischen Fragen. Genau dafür ist Thomas Mayr der richtige Mann. Seit 2015 leitender Ballettmeister im Bayerischen Staatsballett, hat er gerade zwei Klassiker gemäß den Corona-Auflagen eingerichtet: das romantische »Giselle«-Ballett von Coralli/Perrot/Petipa zu Musik von Adolphe Adam – hier bezieht sich Mayr auf die Münchner Version von Peter Wright aus dem Jahr 1974 – und Ray Barras 1995 fürs Staatsballett kre-

ierte Version von Tschaikowskys »Schwanensee«. »Gekürzt wurden bei Barra insgesamt lediglich 10 Minuten, zum Beispiel der große Walzer in Akt I und eine Szene der schwarzen Schwäne, also da, wo der Sicherheitsabstand nicht gewährleistet werden kann. In beiden Balletten haben wir die Zahl der Tänzerinnen etwas reduziert«, so Mayr lapidar, als wäre es gar nicht so viel Arbeit gewesen.

Der gebürtige Münchner scheint stets zielgerichtet – ohne viel Aufhebens. Nach der Ausbildung an der Ballettakademie der hiesigen Musikhochschule ist er seit 1984 Tänzer hier im Ensemble, bereits seit 1990 parallel Trainingsmeister, seit 1993 Ballettmeister. Offenbar kennt er früh seine Berufung. 1989, noch aktiv tanzend, geht er für ein Pädagogik-Studium/Waganowa-Methode ans Budapester Staatliche Ballettinstitut. 2010/2011 macht er an der Münchner LMU ein Aufbaustudium zum Theater- und Musikmanager. »Es ist die Komplexität von künstlerischen, trainingstechnischen und organisatorischen Aspekten, die diesen Beruf so abwechslungsreich und aufregend macht«, sagt Mayr. »Die größte Herausforderung ist es, besonders bei einem großen Ensemble wie dem Bayerischen Staatsballett, einen persönlichen Zugang möglichst zu jedem einzelnen Tänzer zu finden.«

Einfühlungsvermögen: eine gebotene pädagogische Qualität generell – eine ganz besondere bei Tänzern, da sie durchgehend verletzungsgefährdet sind, obendrein eine nur sehr kurze Laufbahn vor sich haben. Aber auch choreografisches Fachwissen ist unbedingte Voraussetzung. Mayr verfügt in seinem virtuellen Zettelkasten praktisch über das Staatsballett-Repertoire der letzten 36 Jahre – Stücke der Klassik und der (Post-)Moderne, die er selbst getanzt oder dem Ensemble einstudiert hat. Und die er mittels Videos auch nochmals wachrufen kann. Er kennt die verschiedenen Strömungen, kann die stilistisch-künstlerischen Einflüsse auf einen Choreografen verorten – auch im Fall Ray Barra, der in den 60er Jahren Solist bei John Cranko in Stuttgart war, in den 70ern Ballettmeister bei John Neumeier. »Barra hat seine eigene Handschrift. Sein »Schwanensee« insgesamt ist sach-

lich und schnörkellos aufs Wesentliche gerichtet«, so Mayrs Grundeinschätzung. »An Cranko erinnern die natürlich fließenden Bewegungen. Barra unterstreicht sogar noch den Bewegungsfluss, indem er für die Schwäne statt steif absteigender Tutus weiche, fast knielange Röcke gewählt hat.« Den Einfluss Neumeiers sieht er in der psychologischen Tiefe der Figuren: »Ray Barra lässt uns genau auf den Menschen schauen, was ihn geprägt hat, in welchem Bezug er zu anderen Protagonisten steht und – im Fall Siegfrieds – welche Dämonen ihn beherrschen.«

Was einen guten Ballettmeister über pädagogisches Geschick und historische Kenntnis hinaus noch auszeichnet, ist ein tiefes Wissen um den Körper und seine Anpassungsfähigkeit an verschiedene Stile. »Mit den allmählich kürzeren Tutus, späterhin den anliegenden Trikots, wurde die Arbeit der Beine immer sichtbarer. Ein immer athletischerer Tanzstil, wie er sich vor allem prägnant bei George Balanchine entwickelte, erfordert einen anders trainierten Tänzertypus«, verweist Mayr auf die Veränderungen der Neoklassik. »Bei der heute verlangten extremen Elastizität leidet jedoch die Stabilität, die folglich durch Kräftigung der Muskulatur ausgeglichen werden muss. Training im Fitness- oder Pilatesstudio hilft zusätzlich.« Für die eigene Weiterentwicklung sich aus der geschlossenen Welt des Ballettensembles hinausbewegen, das ist auch Mayrs eigene Devise. Seit einigen Jahren leitet er KulturRaum, einen gemeinnützigen Verein, der in Zusammenarbeit mit verschiedenen Münchner Theatern und Orchestern in Schulen Tanz-, Musik- und Schauspiel-Workshops anbietet. »Maßgeschneiderte Tanzworkshops« entwickelt Mayr selbst. Und in den 90er Jahren gab er nebenbei im Münchner Iwanson-Studio Training. Damals schon in seiner ruhig-verhaltenen, dennoch bestimmten Art: die Stimme eher leise, aber seine Ansage der jeweiligen Übung genau in dem Rhythmus, wie er sie ausgeführt wissen wollte. Dieses spezielle Mayr-Charisma ließ bei jedem Hobby-Tänzer, über die Arbeitsmüdigkeit hinweg, sofort den Bewegungsmotor anspringen. ||

Den richtigen Moment treffen



Serge Honegger | © Susanne Schramke

Staatsballett 2: Kommunikation und Moderation, darin sieht der neue Dramaturg Serge Honegger seine Aufgabenstellung. Ein Gespräch.

Serge Honegger, ein aufgeweckter, neugieriger Mensch, folgte Carmen Kovacs zu Beginn der Spielzeit als Dramaturg des Bayerischen Staatsballetts nach. Der Lebenslauf des gebürtigen Schweizlers liest sich beeindruckend. Dabei ist der promovierte Kulturwissenschaftler ähnlich wie seine Vorgängerin ein Mann der Theaterpraxis und deshalb nicht nur zeitlich weit entfernt von den Verfassern bücherdicker »Dramaturgenprosa« der Achtzigerjahre, deren Programmheftbeiträge kaum mit dem tatsächlichen Bühnengeschehen in Einklang zu bringen waren. Zu Honeggers bisherigen Stationen zählen das Opernhaus Zürich, die Staatsoper Unter den Linden, das Festspielhaus Baden-Baden sowie Bob Wilsons Watermill Center New York. Zu seinen Tätigkeitsfeldern gehören die Oper, das Schauspiel und der Tanz gleichermaßen. Als freischaffender Regisseur und Dramaturg realisiert er seit 16 Jahren Musiktheater und interdisziplinäre Theaterformen. Zurzeit ist er mit dem dreiteiligen Abend »Paradigma« mit Werken von Wayne McGregor, Sharon Eyal/Gai Behar und Liam Scarlett beschäftigt, der am 3. November Premiere hat. Dies allerdings weniger als Ideengeber denn als Corona-Krisenmoderator.

Wieso sind Sie Dramaturg geworden und dann noch ausgerechnet beim Ballett?

Zum einen hat sich der Beruf des Dramaturgen sehr stark gewandelt. Im Laufe des 20. Jahrhunderts ist das eine Instanz geworden, die sich als eine partizipativ mitarbeitende Funktion versteht: Was ist das für ein Choreograf? Was gibt der Kontext, in dem das Stück stattfindet, gerade her? Man spricht und organisiert heute viel eher an einer Stückentwicklung mit. Und dieses organisierende Element, dass man die Schnittstelle ist zwischen Künstlern und Publikum und zwischen dem Theater als Institution und der Öffentlichkeit innerhalb von Produktionsteams, ist viel wichtiger geworden. Es ist etwas, das mich sehr fasziniert, diese Schnittstelle zu sein.

Wenn ich Sie recht verstehe, hat sich die Arbeit des Dramaturgen vom Theoretiker mehr zur Produktionsdramaturgie hin entwickelt. Worin sehen Sie Ihre Aufgaben?

Der kommunikative Aspekt ist ein Schwerpunkt meiner Arbeit, der Austausch mit den Medien und dabei speziell den neuen Medien. Wir haben Blogs, wir haben Facebook, wo auch die Tänzer und Choreografen selbst aktiv sind. Das ist auch eine Informationsressource für uns, zum Beispiel, was Choreografen über ein Werk gesagt haben. Der Zugriff auf Texte, um an Stückinformationen zu kommen, ist heute viel leichter als früher, auch internationaler. Die neuen Medien sind alles Bühnen, die aber unterschiedliche Sprachebenen verlangen. Auf Facebook wird zum Beispiel eine ganz andere Sprachebeben verlangt als in einem Programmheft. Man muss sich auf dieser Klaviatur chamäleonartig bewegen können. Hinzu kommen die Übersetzungs- und Transformationsleistungen vom Ballettstudio auf die Bühne, damit man überhaupt sein Publikum erreicht.

Zuletzt gab es hier zwei Wiederaufnahmen, »Schwanensee« und »Giselle«. An der Choreografie ist da nichts mehr zu rütteln. Die Charaktere sind definiert. Was ist bei solchen Wiederaufnahmen Ihre Funktion??

Bei »Schwanensee« und »Giselle« war es meine Aufgabe, in Bezug auf die aktuelle Pandemie eine Gefährdungsanalyse zu machen. Das geschah im Austausch mit dem Ballettmeister Thomas Mayr, der das Ganze für die Bühne adaptiert hat. Man muss die Abgänge der Tänzer so organisieren, dass die Kunst auf der Bühne erhalten bleibt und das ursprüngliche Werk als solches für das Publikum erlebbar ist. Wir können ja derzeit keine Einführungen machen, aber mich bewegt bei den Klassikern die Frage: Ist das jetzt eine museale Geschichte? Aber ich finde beim Ballett das Tolle, dass es das nicht ist, weil immer wieder eine neue Generation von Tänzern kommt, die mit ihrer Persönlichkeit ihre eigene Farbe einbringen.

Nun sind ja bereits die beiden gemischten Ballettabende mit zeitgenössischen Choreografien angekündigt. Welche Funktion haben Sie bei der Planung?

Wie derzeit die Planung läuft, ist für mich völlig neu. Und für so ein riesiges Haus eine zusätzliche Schwierigkeit, weil so viele Abteilungen dranhängen. Wir planen im Moment bis Ende der Spielzeit, aber das Programm muss sich jeweils an die aktuellen Bedingungen anpassen. Da sind wir jetzt dauernd im Gespräch mit Igor Zelensky, aber auch mit den Produktionsleiterinnen: Was ist möglich? Welche Kombinationen passen? Wie bleibt es für das Publikum immer noch interes-

sant? Das betrifft vor allem das Standardrepertoire, die Klassiker. Da liegen ja auch die Stärken der Tänzer, von denen wir möglichst viele einsetzen wollen.

Ihre Kreativität ist demnach völlig Corona unterworfen.

Das ist eine Situation, wo ich keine Entscheidung fälle, sondern eine Diskussion moderiere. Was ist möglich? Was sehen die Ballettmeister als gangbaren Weg? Man muss am Ende auf ganz unterschiedlichen Ebenen zu einer Lösung kommen. Wir planen im Moment sehr kurzfristig. Wenn es um größere Produktionen geht, sind natürlich sehr viel längere Vorläufe nötig. Prinzipiell ist der Spielraum relativ groß. Man kann sagen, in welcher Kombination zeigt man die Stücke? Was für Erzählungen kann man daran knüpfen? Im Moment haben wir ja auch das 30-jährige Jubiläum des Staatsballetts. Wie fügt sich das in einen Spielplan ein? Ich würde das, was ich zu tun habe, als eine Art Moderator bezeichnen.

Wie arbeiten Sie mit Ballettdirektor Igor Zelensky zusammen? Wir diskutieren gerade über die Titel der nächsten beiden gemischten Ballettabende. Er ist jemand, der sehr schnell entscheidet. Und man muss diese Schnelligkeit mitmachen können.

Entspricht das Ihrem Naturell? Ich komme jetzt nicht mit dem Schweizer-Klischee ...

(Er lacht schallend) Gerade als Schweizer fordert mich das etwas heraus. Die langsamen Prozesse der direkten Demokratie, um zu einem Konsens zu gelangen, haben mich bestimmt geprägt. Mir gefällt aber gerade dieses Rasche, Schnelle. Hinzu kommt, dass ich das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen als bereichernd empfinde. Es ist nun meine Aufgabe, herausfinden, in welche Zukunft er denkt, damit ich diese Vision optimal unterstützen kann. Man muss den Rhythmus und auch die Zeitpunkte finden, wann eine Entscheidung möglich ist. Und wie es ja auch in gelungenen Choreografien der Fall ist, geht es oft darum, den richtigen Moment zu treffen.

Hat Zelensky Sie ausgesucht?

Ja, er hat mich ausgewählt. Und das war ein spezieller Moment. Ich kam in sein Büro, er hat mich angeguckt und gesagt: »You are our first choice. Say yes.« Das gefiel mir. Er hatte so einen Schalk. Er hat mich gesehen und vielleicht auch durchschaut. Es funktioniert. ||

INTERVIEW: EVA-ELISABETH FISCHER

SCHWANENSEE

9., 11., 27., 30. Oktober, dann wieder ab Februar

GISELLE

23., 24., 30. Januar

PARADIGMA

Sunyata von Wayne McGregor / Bedroom Folk von Sharon Eyal und Gai Behar / With a Chance of Rain von Liam Scarlett

3., 7., 11., 21., 23. November

Tickets für November: Vorbestellungen werden bearbeitet, Direktverkauf ab 10.10. | wegen möglicher Änderungen Spielplan konsultieren: www.staatsballett.de



Dmitri Vyskubenko und Laurretta Summerscales in »Giselle« | © Wilfried Hösl

|| VORMERKEN! ||

7. Oktober bis 8. November

DEPARTURES: UNIQUE DANCE AND PERFORMANCE FROM QUÉBEC/CANADA

Wechselnde Spielorte | Information und Tickets: www.jointadventures.net

Walter Heun/Joint Adventures präsentierte mit der Tanzplattform Deutschland im März das letzte große Tanzevent vor Corona und wagte mit der Tanzwerkstatt Europa Ende Juli das erste Festival nach Öffnung der Spielspäten. Unter den weiter restriktiven Bedingungen ist nun inovativer Tanz aus Kanada zu sehen, wie wir ihn von Festival Dance kennen: in einem Quebec gewidmeten Länderschwerpunkt der Reihe DepARTures im Rahmen von Access to Dance. Tanz-Ikone Luise Lecavalier zeigt ihr neuestes Stück »Stations« (7./8.10. im Gasteig), Daniel Léveillé, ein Klassiker des Minimalismus, erforscht in »Solitudes Solo« (13./14.10. in der Muffathalle) die Kraft der Unterbrechung, an der Grenze des Ungleichgewichts. Mélanie Demers Solo »Icône Pop« ist ein poetisch-politisches Cross-over von Frauenbildern (16./17.10. im Schwere Reiter), Daina Ashbee zeigt als Summe ihrer bisherigen Arbeit ein großes insistierendes Solo (19./20.10. im HochX) und Isabelle Van Grimde fragt mit der interaktiven digitalen Installation »Eve 2050« (5.–8.11. im Muffatwerk) nach der technologischen und biomedizinischen Zukunft des menschlichen Körpers.

22./23./24. Oktober

CRISTINA D'ALBERTO: »ANTHOLOGIE/BLÜTENLESE«

Schwere Reiter | 18 Uhr (23./24.10.) und 20 Uhr (22.–24.10.)

Die international erfahrene italienische Tänzerin und Choreografin Christina D'Alberto ist seit 2015 in der Münchner Szene aktiv. Für diese Produktion hat sie Lebensgeschichten unterschiedlicher Münchner*innen gesammelt, die sie mit ihren vier Tänzer*innen auf die Bühne bringt, und stellt dabei zugleich die Frage nach Repräsentation und Repräsentanz.

20.–29. Oktober

RODEO

Wechselnde Spielorte | www.rodeomuenchen.de

Beim Münchner Festival der freien Szene (siehe Seite 24) präsentiert Micha Purucker in Neuperlach einen Tanzfilm mit Talk (17.10.) und im Mira Einkaufscenter am Hasenberg eine »Rolltreppen«-Intervention (20.10.). Sarah Bergh + Sandra Chatterjee stellen ihr Projekt »Chakkars« vor, ein Mapping von Tanzorten im Stadtraum (25.10.). Ihre durch Corona verhinderte Performance-Installation über die Flucht-Route ihrer Großmutter aus Rumänien hat Judith Hummel in einen Film verwandelt (28.10.), und ebenfalls im Mira Einkaufscenter präsentieren Zufit Simon und Christof Winkler drei Soli (29.10.).

29./30./31. Oktober

STEPHAN HERWIG: »IN FELDERN«

Schwere Reiter | Dachauer Str. 116a | 20.30 Uhr | Reservierung (auch evt. Zusatztermine) erforderlich: www.schwerereiter.de

Seine Arbeiten zeichnet ein je atmosphärischer und stets präziser Fokus auf die Körperlichkeit der Tanzenden aus, zuletzt in »Rhythm & Silence« verzichtete Stephan Herwig weitgehend auf Musik, um die Faszination der Form und Physis zu steigern. In seiner neuen Produktion nun arbeitet er mit »visuellen Filtern«, die die Interaktion von Tanz, Raum und Licht modifizieren.

Do, 8.10. bis Mi, 14.10.

FILM | UNDERDOX – DIE ANALOG-EDITION

Aus Widerständigkeit gegen den Stream stellen die UNDERDOX-Macher die diesjährige Festivaledition unter den Aspekt des Analog. Zwar wird es auch digitale Filmformate geben, die in der heutigen Zeit nicht wegzudenken sind, aber es gibt keine Streams und keine Videobotschaften. UNDERDOX findet nur vor Ort mit real anwesenden Gästen statt. Präsentiert werden Lectures mit Eve Heller (16mm) und Peter Tscherkassky (35mm). Außerdem ist das Pariser Analog-Filmlabor L'Abominable mit einer Werkschau zu Gast. Das Programm des Länderschwerpunkts Libanon haben die in Beirut lebende Filmemacherin Nour Ouayada und der Berliner Filmemacher Philip Widmann zusammengestellt.

Diverse Orte | www.underdow-festival.de

Do, 8.10. bis Ende Januar 2021

AUSSTELLUNG | PAUL VALENTIN: »LAMB SHIFT«

Paul Valentins Thema ist das »Nichts«. Er konfrontiert in künstlerischer Weise Konzepte des Nichts in östlichen und westlichen Spielarten. Im Zentrum steht sein mit dem Karl&Faber-Preis ausgezeichneten Animationskurzfilm »Nichts« (2019). Im Film erkundet die Häsin Judy die Untiefen der Ideen und Vorstellungen von Nichts mit Hilfe einer Botschaft auf einem Recorder, der aussieht wie eine Karotte. In seiner für die Ausstellung entwickelten, großformatigen Installation stellt Paul Valentin den Film in Beziehung zu einem antiken Wandrelief, das die »Büchse der Pandora« darstellt. Besteht Grund zur Hoffnung auf mehr als Nichts? Ein Memory-Spiel mit 32 Piktogrammen rund um »Nichts« verweist auf eine Zen-Meditation, als Lektion über die Vergänglichkeit.

MaximiliansForum | Unterführung Maximilianstrasse/Altstadtring | täglich 24 Stunden einsehbar | www.maximiliansforum.de

bis Sa, 10.10.

AUSSTELLUNG | »HOLZ BAU STADT MÜNCHEN«

Holz ist einer der vielseitigsten, würdevollsten und nachhaltigsten Baustoffe, den man sich überhaupt vorstellen kann. Dass dieses Material endlich in großem Stil eingesetzt wird, hat lange gedauert. Die Idee für die ökologische Mustersiedlung auf dem ehemaligen Kasernengelände im Münchner Prinz-Eugen-Park musste zehn Jahre gären, bis sie endlich umgesetzt wurde. Jetzt ist es soweit: Aktuell werden dort 600 Wohnungen in Holzbauweise fertiggestellt, und die Bewohner beziehen bereits die acht Holzbauprojekte der Baugemeinschaften, der Genossenschaften und der Münchner Wohnungsbaugesellschaften. Neun Architekturbüros haben im Rahmen der Holzbauförderung der Stadt München vielfältige Holzbau- und Hybridlösungen für die Wohnungsbauten vom Reihenhaus bis zum 7-geschossigen Holzbau entwickelt. Die Ausstellung zeigt diese ästhetisch anspruchsvollen Projekte, die den Weg für nachhaltige Stadtentwicklung in München und weit darüber hinaus weisen.

Architekturgalerie München | Türkenstr. 30 | Di-Fr 10.30–18.00, Sa 10.30–16.00 | www.architekturgalerie-muenchen.de

Sa, 10.10. und So, 11.10.

MUSIK | NKM-NEUES KOLLEKTIV MÜNCHEN: »KLIMA IN VARIATIONEN«

Das gegenwärtige Klima – ob aus ökologischen, gesellschaftlichen oder politischen Perspektiven – schlägt sich in diesem Konzert-Wochenende nieder, das das NKM - Neues Kollektiv München mit Julia Schölzel, Christoph Reiserer, Alexander Strauch und Tobi Weber zusammengestellt hat. Das Konzert am Samstag ist übertitelt mit »Sound of Change« und ist den vier Komponistinnen Maja Solveig Kjelsstrup Ratkje, Florentine Mulsant, Sivan Cohen Elias und Gloria Coates gewidmet. Bei »Droben« am Sonntag steht der Klimaforscher und Zither-Solist Martin Mal-laun im Mittelpunkt. Er spielt Werke, die Daten von der Geologie des Alpenhauptkammes bis hin zu den ältesten Temperaturaufzeichnungen in die Komposition integrieren.

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20.00 | www.schwerereiter.de

Mo, 12.10.

VORTRAG | ARMIN NASSEHI: »DIE DIGITALE GESELLSCHAFT NACH CORONA«

Heute eröffnet Armin Nassehi den neuen Programmschwerpunkt der Münchner Volkshochschule, »Connected – Leben in digitalen Welten«. In seinem Buch »Muster – Theorie der digitalen Gesellschaft« fragt er, für welches Problem die Digitalisierung eine Lösung sei. Der Münchner Soziologe untersucht, warum die Digitalisierung so ein Erfolg ist, warum sie so rasend schnell in der Gesellschaft angekommen ist. Für die Zeit der Corona-Krise könnte man antworten: Die Digitalisierung bot Lösungen an, dank derer wir in Verbindung geblieben sind. Die Veranstaltung findet auch digital statt: Auf dem YouTube-Kanal der MVHS und im begleitenden Live-Chat unter youtube.com/user/vhs-muenchen.

Bildungszentrum Einstein 28 | Einsteinstr. 28 | 19.00 | www.mvhs.de

Mo, 12.10.

MUSIK | FRAU CONTRA BASS

Der Titel dieser Formation spricht für sich: Es geht um eine Frau und einen Bass. Die Frau heißt Katharina Debus und singt, und es ist nicht anzunehmen, dass sie »gegen« den Bass singt, den Hanns Höhn bearbeitet. Dass sie seit über zwölf Jahren gemeinsam auftreten, spricht für Ausdauer und ausreichend Vergnügen. Ihr Repertoire speist sich aus Songs aus dem Universum von Soul, Jazz und Pop. Auf ihrem dritten Album »Comes love« gehen sie zurück zu ihren musikalischen Wurzeln und glänzen mit minimalistischen Interpretationen von Songs von Cole Porter, Duke Ellington und Jimmy van Heusen bis hin zu Stevie Wonder, Michael Jackson und Jamiroquai.

Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 | 20.00 | Tickets: www.eventim.de | <https://www.einsteinkultur.de> am 13.10. auch im Bürgerhaus Pullach

Mo, 12.10. bis So, 18.10.

AUSSTELLUNG UND MUSIK | 20 JAHRE INSTITUT FÜR LEISTUNGSABFALL UND KONTEMPLATION

Christoph Ogiermann und Jan van Hasselt machen Musik, die die Veranstalter so beschreiben: »Eine Improvisation in Musik, Texten und Filmen. Geige, E-Gitarre, Sampler und allerlei. Texte über dies und das, in Prosa und Lyrikform, untermalt von singenden Sägen, dumpfem Brummen, unterbrochen von pakistanischen Ouvertüren oder spontanen Improvisationen. Dann blitzt ein Filmausschnitt. Lasst Euch überraschen – etwas anderes bleibt Euch nicht übrig, denn niemand weiß, was passieren wird, am wenigsten die Künstler selbst.« Am 14.10. sind die beiden im Rahmen der großen Ausstellung mit Konzerten des Instituts für Leistungsabfall und Kontemplation (woran u. a. Martin Krejci, Stephanie Müller, Peter A. Pfaff und das Antifan Arkestra beteiligt sind) zu hören. Mit ein wenig Glück findet man auf der sehr lustigen Homepage auch die Anfangszeit.

Kösk | Schrenkstr. 8 | <https://www.h-krejci-m.de/>



Di, 13.10.

MUSIK | JAZZ+ ANDREAS WILLERS' 7 OF 8

Seit 2013 besteht die Berliner Neuauflage des umtriebigen Andreas Willers Octet aus den 1990er Jahren. Damals wie heute stehen den dicht und anspruchsvoll geschriebenen Themen expressive solistische und kollektive Improvisationen gegenüber, in denen es neben Wucht und Abstraktion um übersäumende Spielfreude und gelegentlich auch mal um (selbst-)ironische Distanz geht. Mit der für das Ensemble typischen Offenheit verbinden Matthias Schubert (sax), Florian Bergmann (cl), Nikolaus Neuser (tr), Andreas Willers (guit, Komposition), Meinrad Kneer (db) und Christian Marien (dr) Elemente von Jazz, Rock und Neuer Musik souverän mit freier Improvisation und manchmal auch einem texanischen Walzer.

Seidvilla | Nikolaiplatz 1b | 20.00 | www.jazz-plus.de

Do, 15.10. bis Sa, 17.10.

THEATER | »SO LONELY!«

Die Einsamkeit in der Großstadt veranlasste Sabine Böhlau, Anette E. Weber und Walter Gratz zu dem Theater-Projekt »SoLonely!«. Das Projektteam richtete das »Ministerium für Einsamkeit« als Ausgangspunkt für acht künstlerische Interventionen im öffentlichen Raum ein und führte viele Gespräche mit ganz verschiedenen Menschen. Daraus ist diese theatrale Anordnung entstanden, die lange vor Corona geplant war und plötzlich eine ganz andere Dimension der Annäherung verlangte, mit neuen Blickwinkeln und Spielmöglichkeiten. Mit Ulrich Zentner, Waki Meier, Martina Burkhardt u. a.

Giesinger Bahnhof | Do und Sa 18.00 und 20.00, Fr 20.00 | Tickets (für je 2 Personen): Münchenticket | keine Abendkasse | www.giesinger-bahnhof.de

bis So, 18.10.

FESTIVAL | »UNTER BEOBACHTUNG. KUNST DES RÜCKZUGS«

Das Festival der KulturRegion Stuttgart 2020 findet statt, und zwar unter dem schönen Titel »Unter Beobachtung. Kunst des Rückzugs«. Kein anderer als Gottfried Hattinger, u. a. lange Jahre Co-Kurator des Münchner Spielart-Festivals und Leiter des österreichischen Festivals der Regionen, hat das Programm zusammengestellt. Seine lakonisch-ironische Annäherung an unausweichliche Themen der Zeit prägt also auch das Programm in und um die baden-württembergische Hauptstadt. Künstler verschiedener Sparten entwickeln in den 21 teilnehmenden Kommunen Überwachungsszenarien, arrangieren Menschen in der Öffentlichkeit, inszenieren vorhandene Rückzugsorte in den Städten und spüren neue auf. Leerstehende Gebäude, Brachflächen oder Parkanlagen werden ebenso bespielt wie Kirchen, Bushaltestellen oder ein Rathaus. Symptomatisch ist Julius Deutschbauers Beitrag: In Stuttgart lädt er in seine »Bibliothek ungelesener Bücher« ein und schafft einen Rückzugsort im Herzen der Stadtbibliothek. Er fahndet nach Büchern, die zwar in aller Munde sind, kaum jemand aber wirklich gelesen hat. Neben Lesungen bekannter Autorinnen und Autoren werden Stuttgarter Persönlichkeiten und das Publikum interviewt. Eine Frage ist immer gleich: »Welches Buch haben Sie noch nicht gelesen?« So erhält der Künstler Zuwachs für seine Bibliothek. Am 13.10. kann man an der Veranstaltung »Lesen und Handarbeiten im Zirkel mit Publikum« teilnehmen (18.00).

Region Stuttgart | <https://www.kulturregion-stuttgart.de/was/unter-beobachtung>

Fr, 23.10. bis So, 29.11.

AUSSTELLUNG | »KULTURELLER SHUTDOWN. SOCIAL DISTANCING & EMPTY SPACES«

In den Galerieräumen der Pasinger Fabrik ist zu sehen, wie sich die künstlerische Interpretation des Lockdowns im internationalen Alltag spiegelt: Städte in aller Welt wurden zu Geisterorten mit lange vergessenen Zauber, von Kiew über Bombay bis Rom. Menschen richteten sich im Home-Office ein, trainierten im Hinterhof und kommunizierten über Balkone. Der Shutdown hatte eine Flut von Bekanntmachungen, Statements und Graffiti zur Folge, an Hauswänden, Ladentüren, Spielplätzen. Wie kann die Stadt nach Corona menschenwürdiger verändert werden? Am Beispiel des Tals in München zeigen der Architekt Markus Uhrig und der Multimedia-Künstler Lukas Taido Alternativen auf. Parallel läuft im Lichthof und in der Bar die Fotoschau »München im Shutdown«. Im Frühling 2020 entwickelten die sonst so belebten Innenstadt-Straßen und -Plätze wie der Marienplatz, das Platzl am Hofbräuhaus, der Odeonsplatz oder die Maximilianstraße in ihrer Vereinsamung eine Ästhetik, die acht Fotografen in berührenden Bildern festgehalten haben.

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | Di-So 16.00–20.00 Uhr, Lichthof & Bar täglich 10.00–22.00 | www.pasinger-fabrik.de

Do, 29.10.

FILM UND GESPRÄCH | »BOOKSELLERS«

Diesen Film sollte jeder sehen, der sich für eine sehr besondere Nische in der Nische interessiert: Der Dokumentarfilm »Booksellers« erzählt nicht einfach von Buchhändlern, sondern von Antiquaren. Und die sind noch um einiges skurriler als

normale Buchverkäufer. Regisseur D.W. Young stellt ein paar dieser eigenwilligen Exzentriker vor, die sich auf alte, zum Teil unfassbar kostbare, wunderschöne Druckerzeugnisse nicht nur spezialisiert haben, sondern die ihnen ihr Leben verschrieben haben. Sie sind Süchtige. Zum Filmstart spricht Prof. Dr. Christine Haug, Sprecherin des Zentrums für Buchwissenschaft der LMU München mit Dr. Marcel Schellong, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur und Medien der LMU München darüber, warum man dem Zauber alter Bücher erliegt.

Monopol Kino | Schleißheimer Str. 127 | 18.30 | <https://www.monopol-kino.de/>

Sa, 31.10.

MUSIK | THE JAKOB MANZ PROJECT

Vier junge musikalische Persönlichkeiten verschmelzen im Jakob Manz Project zu einem einzigartigen, enorm groovenden Bandsound, der durch gegenseitige Inspiration und kreatives Zusammenspiel immer wieder neue Farben annimmt. Die mitreißende Energie der Band um den Saxofonisten Manz – geschöpft aus Groove, Soul und zeitgenössischem, modernem Jazz – überträgt sich direkt auf das Publikum.

Mautnerschloss, Jazzkeller | In den Gruben 193, 84489 Burghausen | 20.00 | Tickets: <http://www.b-jazz.com/>

Di, 3.11. bis Sa, 7.11.

HAPPENING | »FIRE A 1000 POEMS«

Tim Blunks Erfahrungen in siebenjähriger Isolationshaft im USP Marion, das dort erlebte Wegsperrten, Isolieren und seine dortigen Anfänge als Künstler und Kurator, um sein physisches wie psychisches Überleben zu sichern, aber auch die Kunst als Möglichkeit, seine politischen Ziele weiter zur Sprache zu bringen, sind der inhaltliche Ausgangspunkt des Projekts »Fire A 1000 Poems«, das das Theater ein paar Tage lang verschließt. Die Isolation des Einzelnen wird übertragen auf das Aussperren des Publikums; es gibt nur eine Teilhabe über Live-Stream, während fünf Zuschauer*innen mit Maske eingelassen werden. Was live zu sehen ist und was vorproduziert, was real und was nicht real ist, schwimmt. Kann Kunst politisch wirksam werden? Die Antwort findet man im Selbstversuch via <https://michaelgrossmann.org/>.

HochX | Entenbachstr. 37 | <https://michaelgrossmann.org/>

Fr, 6.11.

MUSIK | MUNDRY, LANG, BORBOUDAKIS, STOCKHAUSEN, GRISEY

Am letzten musica viva-Abend in diesem Herbst spielt das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks unter Leitung von Johannes Kalitzke zwei Konzerte: Um 18 Uhr steht neben »Noli me tangere« der Münchner Komponistin Isabel Mundry die Uraufführung von »Redux« von Bernhard Lang auf dem Programm. Das Konzert um 21 Uhr präsentiert »Constellation« des in München lebenden Komponisten Minas Borboudakis, Gérard Griseys »Vortex Temporum« und Stockhausens »In Freundschaft«, gespielt von Frank Reinecke in einer Fassung für Kontrabass. Die Welt jenseits physischer Berührung, das Neue im Alten, Farbuniversen, Mikrointeralle und schließlich eine Ode an die Freundschaft ziehen sich als Motive durch die Werke.

Herkulesaal | Residenz München | 18.00: Werke von Isabell Mundry und Bernhard Lang | 21.00: Werke von Minas Borboudakis, Karlheinz Stockhausen und Gérard Grisey | Tickets: <https://www.br-so.de/>

Fr, 6.11. bis So, 8.11.

TANZ | STEPHANIE FELBER: »LE VIDE DANS L'ESPACE«

In ihrer neuen Produktion konstruiert Stephanie Felber einen Erlebnisraum der fake realities, des Irrealen. Die Gesetze der Schwerkraft sind obsolet, Publikum und Performer*innen heben – begleitet von Projektionen, Lichtinstallationen und sphärischen Soundscapes – ab in die Leere des Raumes. Optische Illusionen und faktische Bewegungen versetzen die Zuschauer in Taumel, stellen Wahrnehmung und Wirklichkeit in Frage und kreieren irritierend neue Körperlichkeiten. Ein Spiel mit der Illusion, das den ganzen Körper ergreift.

Labor Atelier | Dachauer Str. 112d | 20.00 und 21.00 | Reservierung: www.stephanie-felber.de